

Intermezzo: Wie Performativ funktionieren – die Linguistik des Explizitgemachten

Über Austins Beiträge zur Philosophie der Sprache sagt Jane Heal völlig zu Recht: "One of J. L. Austin's most famous contributions to the philosophy of language was his discovery of that class of utterances which he called 'explicit performative utterances'."¹ Was diese Entdeckung anbelangt, was solche Äußerungen wie 'Ich verspreche dir, daß ich kommen werde' oder 'Ich fordere dich auf, den Raum zu verlassen' betrifft, so macht Austin von Anfang an auf eine naheliegende Fehleinschätzung aufmerksam, die er als *deskriptiven Fehlschluß* bezeichnet. Diesen begeht, wer die vermeintliche Verkleidung verkennt, in der solche Äußerungen in Erscheinung treten. Austin geht davon aus, daß explizit performativ Äußerungen nur zum Schein oder nur der Form nach als Beschreibungen (,descriptions') bzw. Feststellungen (,statements') in Erscheinung treten, daß sie aber keineswegs als wahr oder falsch einzuschätzen sind. Nach Austins Einsicht gibt es eine ganze Reihe von Äußerungen, die in anderen Dimensionen als der Wahrheit/Falschheit beurteilt werden müssen, für die die Dimension der Wahrheit oder Falschheit mithin nicht die angemessene Bewertungsdimension darstellt.

Sämtliche Äußerungen für wahr oder falsch zu halten, diesen Fehler hat man in Austins Augen vor ihm lange genug begangen. Austin hält das für ein Ärgernis. Er spricht vom Wahr/falsch-

1 Jane Heal, "Explicit Performative Utterances and Statements". In: The Philosophical Quarterly 24 (1974), 106-121, hier: 121.

Fetisch, der fürs Ganze ausgibt, was lediglich auf einen Teil trifft. Diesem Fetisch den Garaus zu machen, dazu ist Austin ausgezogen. Jedoch: Ausgerechnet die von ihm entdeckte Art von Äußerungen ist, wie die mit ihnen einhergehende Gefahr des deskriptiven Fehlschlusses bereits erkennen lässt und sich erst in der Folgezeit hat verdeutlichen lassen, eher ungeeignet, um das Programm umzusetzen.

Explizit performative Äußerungen sind für Austin *verkleidete*, in Gestalt von Beschreibungen bzw. Feststellungen in Erscheinung tretende maskierte, kostümierte Äußerungen. Austin spricht von ‚masqueraders‘.² Dieser Sichtweise widerspricht bereits Geoffrey Warnock. Er macht geltend, „that there is actually no need to look at it in this way at all – that explicit performative utterances are *not* masqueraders, that they are to be construed exactly as their form or ‘grammar’ suggests that they should be“³. Was zunächst nach bloßem Widerspruch aussieht, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als Forderung, die *Grammatik* der fraglichen Äußerungen zu beachten. Austin scheint dieser Forderung nicht gerecht zu werden. Was er behauptet, ist: Wenn jemand sagt ‚I promise that‘, dann ist das, was er sagt, keine Feststellung, keine Beschreibung. Zur Stützung dieser These führt er die folgenden beiden Gründe an: „It is not a description, because (1) it could not be false, nor, therefore, true; (2) saying ‘I promise that’ (if happy, of course) makes it a promise“⁴.

Hier, d. h. im Hinblick auf (1), liegt nun auf Seiten Austins ein Fehlschluß vor: Wenn jemand sagt ‚Ich verspreche, daß‘, dann kann, was er sagt, nicht falsch sein; doch folgt daraus nicht, daß es, wie Austin annimmt, *deswegen* auch nicht wahr sein könnte.⁵ Eine Äußerung, die nicht falsch sein kann, kann dennoch, und sei es bloß trivialerweise, wahr sein. Es verhält sich mit den explizit performativen Äußerungen, anders gesagt, ähnlich wie mit den *Tautologien*. Auch sie können nicht falsch sein, doch sie *sind* wahr.

2 Vgl. J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/21975, 4.

3 Geoffrey Warnock, „Some Types of Performative Utterance“. In: Isaiah Berlin et al., *Essays on J.L. Austin*. Oxford 1973, 69-89, hier: 81.

4 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/21975, 70.

5 Vgl. dazu François Recanati, *Meaning and Force. The Pragmatics of Performative Utterances*. Cambridge 1987, 89, Anm. 8.

Und was den zweiten der beiden genannten Gründe betrifft, so schließt der Umstand, daß das Sagen (Äußern) von ‚Ich verspreche, daß‘ dies zu einem Versprechen *macht*, nicht aus, daß *zugeleich* eine Beschreibung gegeben, eine Feststellung gemacht, oder zumindest etwas – wenn auch nur trivialerweise – Wahrheitsfähiges gesagt wird.

Austin könnte noch etwas anderes im Sinn gehabt haben. In seinem schon 1946, also lange vor der in Harvard gehaltenen Vorlesungsreihe veröffentlichten Aufsatz „Other Minds“ („Fremdseelisches“) sagt er innerhalb einer Fußnote: „Wenn ich sage ‚ich verspreche es‘ sage ich damit nicht, daß ich *sage*, daß ich es verspreche, sondern ich *verspreche* etwas“⁶. Dem könnte Folgendes entgegengehalten werden: Wenn ich sage ‚Ich komme‘ (und damit verspreche, daß ich komme), dann sage ich, daß ich komme, ich sage aber nicht, daß ich verspreche, daß ich komme; wenn ich hingegen sage ‚Ich verspreche, daß ich komme‘, dann *sage* ich sehr wohl, daß ich *verspreche*, daß ich komme. In diesem letzteren Fall gehört *dass ich verspreche* (*dass ich komme*) zum Gesagten. Dies gesteht Austin im Grunde selbst zu, wenn er etwas später in seinem Text klarstellt: „Du hast in dem Sinne ‚versprochen‘, daß du *gesagt* hast, daß du etwas versprichst (du sagtest: ‚Ich verspreche es‘)“⁷. Die hier problematisierte These aus der obigen Fußnote scheint also zu Recht problematisiert zu werden. Könnte Austin aber noch etwas anderes gemeint haben?

In einem etwas größeren Umfang wiedergegeben, lautet die Fußnote 21 aus „Fremdseelisches“ so:

„Oder, um es noch einmal zu sagen, ‚ich verspreche es‘ ist völlig verschieden von ‚er verspricht es‘. Wenn ich sage ‚ich verspreche es‘ sage ich damit nicht, daß ich *sage*, daß ich es verspreche, sondern ich *verspreche* etwas, genau wie er, wenn er sagt, daß er etwas verspricht, nicht sagt, daß er sagt, er verspreche es, sondern etwas verspricht. Dagegen sage ich, wenn ich sage ‚er verspricht es‘, (lediglich), daß er *sagt*, er verspreche es; im ‚anderen Sinne‘ von ‚versprechen‘, d. h. in dem ‚Sinne‘, indem *ich* sage, daß *ich* es verspreche, kann nur *er* sagen, daß *er’s* ver-

6 John L. Austin, „Fremdseelisches“. In: Ders., Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart 1986, 101-152, hier: 130, Anm. 21.

7 Ebd., 134.

spricht. Ich *beschreibe* sein Versprechen, aber ich *gebe* mein eigenes Versprechen, und er muß *seines* geben.“⁸

Entscheidend ist das in dieser Bemerkung enthaltene Wort ‚lediglich‘ („only‘). Von ‚versprechen‘ kann offenbar in einem *schwächeren* Sinn gesprochen werden, in einem Sinn, in dem über jemanden, der etwas versprochen hat, bemerkt wird, daß er (lediglich) *gesagt habe*, er *verspreche* es. Eine solche *Beschreibung*, dies scheint es zu sein, was Austin vorschwebt, kann nur im Hinblick auf einen anderen gegeben werden. In diesem – schwachen – Sinn ist, wenn *ich sage* – oder auch wenn er sagt – „Ich verspreche, daß‘, keine (bloße) Beschreibung. Austin hätte diesen Punkt vielleicht noch deutlicher machen müssen. Er hätte sagen können: Wenn ich sage „Ich verspreche, daß‘, dann ist das, was ich sage, keine *bloße* Beschreibung, sondern – darüber hinaus und vor allen Dingen – ein Versprechen. In diesem Sinn spricht Max Black von performativen Äußerungen. Nach Max Black ist eine Äußerung dann und nur dann performativ, wenn die Tatsache, daß sie unter speziellen Umständen gebraucht worden ist, „counts as a case of the speaker’s doing something other than, or something more than, saying something true or false.“⁹ Zur Erläuterung fügt Black hinzu: “[T]he speaker must be doing something more than making a truth-claim or more than making one in a special way that is indicated by the utterance.“¹⁰ Für Black scheint eine explizit performative Äußerung einen Wahrheitsanspruch zu beinhalten, über dessen Erhebung aber gleichzeitig hinauszugehen: Eine performative Äußerung ist für Black *etwas anderes oder etwas mehr als* die Erhebung eines Wahrheitsanspruchs. – Austin hat diesen Weg der Verdeutlichung seines Anliegens *nicht* eingeschlagen, er hat ihn offenbar auch gar nicht gehen wollen.

Wie sieht Austins späterer Analysevorschlag für die explizit performativen Äußerungen aus? Austin unterscheidet zwischen

8 Ebd., 130f., Anm. 21.

9 Max Black, “Austin on Performatives”. In: Philosophy 38 (1963), 217-226. – Wieder in: Max Black, Margins of Precision. Essays in Logic and Language. Ithaca 1970, 209-221, hier: 212 (Hervorhebung hinzugefügt).

10 Ebd., 213.

(i) *locutionary meaning* und (ii) *illocutionary force*.¹¹ Wie hier schon einmal hervorgehoben¹², kann er durchaus so verstanden werden und ist in der Regel auch so verstanden worden, daß er hinsichtlich einer explizit performativen Äußerung wie ‚Ich verspreche dir, daß ich kommen werde‘ die Bezeichnung *meaning* für den Ausdruck ‚daß ich kommen werde‘, also für den Teil, der den Inhalt des Versprechens benennt, reserviert; und daß er im Hinblick auf den performativen Vorspann ‚Ich verspreche dir‘ von der *illocutionary force* spricht. Searle folgt ihm darin insofern, als er im Hinblick auf eine Äußerung wie die erwähnte zwei Indikatoren unterscheidet: den *Indikator der illokutionären Kraft* („Ich verspreche dir‘) und den *propositionalen Indikator* („daß ich kommen werde‘).¹³ Hinsichtlich des performativen Vorspanns jedoch ist bei Austin von *meaning* ebensowenig die Rede, wie es dem früheren Searle in den Sinn gekommen wäre, dem von ihm *Ilokutionsindikator* genannten Ausdruck einen propositionalen Gehalt zuzuschreiben. Die in diesen Analysevorschlägen zum Ausdruck kommende Auffassung aber ist alles andere als unproblematisch. Denn „als Beschreibung dessen, was die geäußerten Wörter bedeuten, wird durch diese Auffassung eine unerträgliche Diskrepanz eingeführt zwischen der Semantik bestimmter Verben in der ersten Person Präsens und ihren Varianten in anderen Personen und Tempora.“¹⁴

Austin und der fröhe Searle gehen davon aus, daß jeder wohlgeformte Satz zwei vollkommen verschiedene Elemente enthält. Mit Richard M. Hare könnten sie als *phrastics* und *neustics* bezeichnet werden.¹⁵ Jane Heal erläutert diese Unterscheidung so:

“Any part of a sentence which refers or predicates or contributes towards the expression of a proposition is part of the phrastic. The business of the phrastic is to describe, represent or specify a state of affairs.

-
- 11 Vgl. J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/201975, 148.
 - 12 Vgl. den Abschnitt über *Warnocks Austin*.
 - 13 Vgl. John R. Searle, *Speech Acts. An essay in the philosophy of language*. Cambridge 1969, 30.
 - 14 Donald Davidson, „Modi und performativen Äußerungen“. In: Ders., *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt a. M. 1986, 163-180, hier: 174.
 - 15 Vgl. Richard M. Hare, *The Language of Morals*. Oxford 1952, 17f.

By contrast, no neustic or part of a neustic refers or predicates or expresses a proposition; the neustic has no descriptive role. Its business is to make clear (or help to make clear) the *force* (sometimes called ‘illocutionary force’) of the utterance.”¹⁶

Auf das Standardbeispiel für explizit performative Sätze angewandt, läuft diese Unterscheidung auf die Annahme hinaus, “that the prefix ‘I promise’ is the neustic while the rest of the sentence is the phrasic. [...] On this view the words ‘I’ and ‘promise’ do not refer or predicate when they occur in the performative prefix although in other contexts they are phrasic components and do refer and predicate.”¹⁷ Daß diese Position nicht haltbar ist, zeigt sich an den verschiedenen Möglichkeiten der adverbialen Modifikation des performativen Vorspanns: Ich kann z. B. so etwas sagen wie ‘I promise with all my heart that’ oder ‘I promise gladly that’.¹⁸ Solche Modifikationen wären nicht möglich, wenn die Annahme zuträfe, der performative Vorspann sei nichts als neu-stisch.

Ähnlich äußert sich William P. Alston. Bei ihm heißt es hin-sichtlich der determinierenden Eigenschaften dessen, was Austin als den *sense* und *reference* festlegenden *rhetischen* Akt bezeichnet¹⁹:

“Determination of propositional content but not illocutionary force by the intended meaning [= sense] and reference of a sentence is an artifact of the choice of examples. In other cases the meaning [= sense] and reference determines illocutionary force as well, as when I say ‘I warn you that it’s going to charge’ or ‘I order you to prepare that form’. In still other cases the rhetic act determines illocutionary force but leaves propo-sitional content wholly or partially undetermined, as when I say ‘I order you to’, leaving it to the context to indicate what it is I order you to do. And in still other cases both propositional content and illocutionary

16 Jane Heal, “Explicit Performative Utterances and Statements”. In: The Philosophical Quarterly 24 (1974), 106-121, hier: 107.

17 Ebd., 109.

18 Zu diesen und weiteren Beispielen vgl ebd., 110.

19 Vgl. J. L. Austin, How to Do Things with Words. Oxford 1962/²1975, 93.

force are left incompletely determined, as when in answer to a question, I say 'Tea'.”²⁰

Und Alston fügt hinzu: “Not only does the rhetic act sometimes precisely determine the illocutionary force. Except when only the shadowiest linguistic devices are employed (as in 'Tea'), the rhetic act will limit, more or less severely, the range of possible illocutionary forces.”²¹

Austin aber enthält dem performativen Vorspann nicht nur die Eigenschaften von *sense* und *reference*, d. h. die Eigenschaft *meaning*, vor; er enthält ihm auch die Eigenschaft vor, wahrheitsfähig zu sein. In eine andere Richtung gehen die Analysevorschläge von Jane Heal, Kent Bach und Keith Graham. Heal hält explizit performative Äußerungen für “self-verifying: that is, statements the making of which contributes to their own truth.”²² Laut Bach sind performativ Äußerungen zugleich “doings and statings. In Austin's later terms, they comprise two simultaneous illocutionary acts. Uttering a performative sentence is to do what one is stating one is doing; indeed, that what makes the statement true.”²³ Hinsichtlich solch einer Äußerung wie ‚I order you to leave‘ sagt Bach: “[A]s a statement, the utterance is about itself, as an order. There is nothing paradoxical about this, despite the utterance's self-reference.”²⁴ Graham zufolge verhält es sich so, “that in one way or another the performative brings about the truth of its own content.”²⁵ Graham unterscheidet zwischen *statement-act* und *statement-content*. In explizit performativen Äußerungen erblickt er “cases where the statement-act guarantees the truth of the statement-content, which it expresses.”²⁶ Als Erklärung führt Graham an: “[T]he content expressed by the utterance becomes true when

20 William P. Alston, Illocutionary Acts and Sentence Meaning. Ithaca 2000, 20.

21 Ebd., 21.

22 Jane Heal, “Explicit Performative Utterances and Statements”. In: The Philosophical Quarterly 24 (1974), 106-121, hier: 116f.

23 Kent Bach, “Performatives Are Statements Too”. In: Philosophical Studies 28 (1975), 229-236, hier: 229.

24 Ebd., 233.

25 Keith Graham, J. L. Austin. A Critique of Ordinary Language Philosophy. Hassocks 1977, 75.

26 Ebd., 74.

the statement-act is performed because people regard it as being so as a consequence of the act of utterance.”²⁷

Wie sind Analysevorschläge wie die soeben erwähnten zu verstehen? Wo bleibt der Aspekt der Performativität der explizit performativen Äußerungen, wenn sie als sich selbst verifizierende wahre Äußerungen angesehen werden? Autoren wie Bach/Harnish und Recanatis²⁸ vertreten die Auffassung, solche Äußerungen seien indirekte Sprechakte. Bach/Harnishs Antwort auf die obigen Fragen lautet: “Explicit performative utterances are indirect illocutionary acts. [...] The explicit performative formula is standardized for the indirect performance of the illocutionary act named by the performative verb.”²⁹ Diesem Analysevorschlag zu folge verhalten sich explizit performativ Äußerungen so ähnlich wie beispielsweise solche Äußerungen wie ‚Kannst du mir das Salz reichen?‘ Von der Form her ist dies eine Frage, der Funktion nach aber eine Bitte. In etwas anderen Worten stellen Bach/Harnish ihren Ansatz so dar: “On our account, a performative sentence when used performatively is used literally, directly to make a statement and indirectly to perform the further speech act of the type (an order, say) named by the performative verb (‘order’).”³⁰

Diese Umschreibung ihres Ansatzes findet sich in der Antwort von Bach/Harnish auf Searle, der ein Vierteljahrhundert nach der Veröffentlichung von Austins *How to Do Things with Words* plötzlich einen nicht unbeträchtlichen Klärungsbedarf hinsichtlich der explizit performativen Äußerungen empfunden zu haben scheint, als er 1989 die Frage “How Performatives Work” aufwirft.

Wie sich herausstellt, hat Searle von dem, was er unter diesen Äußerungen versteht und verstanden wissen will, einen vergleichsweise engen Begriff. Searle spricht mit Blick auf die performativen Äußerungen von (*inner-)*sprachlichen Deklarationen, diese aber unterscheidet er von *aufersprachlichen* Deklarationen. Searle schlägt vor: “Or consider linguistic declarations where

27 Ebd., 75.

28 Vgl. den Abschnitt über *Recanatis Austin*.

29 Kent Bach/ Robert M. Harnish, *Linguistic Communication and Speech Acts*. Cambridge, Mass. 1979, 208.

30 Kent Bach/Robert M. Harnish, “How Performatives Really Work”. In: *Linguistics and Philosophy* 15 (1992), 93-110, hier: 98.

somebody makes a promise by saying ‘I promise’ or gives an order by saying ‘I order.’ These are performative utterances; and all performatives are declarations (though not all declarations are performatives).”³¹ Die Situation, mit Bezug auf die Searle noch 1989 Klärungsbedarf empfunden hat, beschreibt er bei der Beantwortung der Frage ‘What Exactly Is a Performative?’ so:

“The word ‘performative’ has had a very confusing history and I need to make clear at the start how I am using it. Austin originally introduced the notion of *performatives* to contrast them with *constatives*; and his idea was that performatives were *actions*, such as making a promise or giving an order; and constatives were *sayings*, such as making a statement or giving a description. Constatives, but not performatives, could be true or false. But the distinctions didn’t work, because stating and describing are just as much actions as promising and ordering, and some performatives, such as warnings, can be true or false. Furthermore, statements can be made with explicit performative verbs, as in ‘I hereby state that it is raining.’ So it looked for a while as if he would have to say that every utterance was a performative, and that would render the notion useless. Another distinction which didn’t work is that between explicit and implicit performatives, for example, the distinction between ‘I promise to come’ (explicit) and ‘I intend to come’ (implicit). The distinction doesn’t work because in the sense in which the explicit performatives are performatives the implicit cases aren’t performatives at all. If I say, ‘I intend to come,’ I have literally just made a statement about my intention. (Though, of course, in making such a statement, I might also indirectly be making a promise.)”³²

Wie sieht bezüglich dieser Problemlage eine mögliche Lösung aus? Searle sagt:

“I believe the correct way to situate the notion of performatives within a general theory of speech acts is as follows: some illocutionary acts can be performed uttering a sentence containing an expression that names the type of the speech act, as in, for example, ‘I order you to leave the

31 John R. Searle, “What is language: some preliminary remarks”. In: Savas L. Tsohatzidis, John Searle’s Philosophy of Language. Force, Meaning, and Mind. Cambridge 2007, 15-45, hier: 26.

32 John R. Searle, “How Performatives Work”. In: Linguistics and Philosophy 12 (1989), 535-558. – Wieder in: John R. Searle, Consciousness and Language. Cambridge 2002, 156-179, hier: 157f.

room.' These utterances, and only these, are correctly described as performative utterances. On my usage, the only performatives are what Austin called 'explicit performatives'.³³

In diesem Punkt treffen sich die Auffassungen von Searle mit denen von Benveniste. In ähnlicher Weise hat sich jedoch z. B. auch Keith Graham geäußert, der mit Blick auf Austin sagt: "Roughly speaking, only what he distinguishes as *explicit* performatives are performatives at all"³⁴.

Wie aber soll man mit der großen Menge derjenigen Äußerungen umgehen, die Austin implizit performativ genannt hat? Searle bietet hier die Unterscheidung zwischen *performance* und *performative* an. Er sagt: "Thus, though every utterance is indeed a *performance*, only a very restricted class are *performatives*." Eine Äußerung des Imperativ-Satzes 'Leave the room!' "can constitute the *performance of making an order, but it is not performative*"³⁵; performativ wäre 'I order you to leave the room'.

Interessant an diesem Analysevorschlag – gegenüber dem noch in *Speech Acts* gemachten – ist vor allem die stillschweigend abgeänderte Einschätzung des propositionalen Gehalts der explizit performativen Äußerungen mitsamt der Rede davon, daß dieser Gehalt wahr gemacht werde. Mit Bezug auf das soeben erwähnte Beispiel heißt es jetzt:

"The propositional content, e. g. that I order you to leave the room, is made true by the utterance of the sentence 'I order you to leave the room,' and such an utterance differs from an utterance of the sentence, 'Leave the room,' because though an utterance of 'Leave the room' also makes it the case that I ordered you to leave the room; it does not do so by declaration. It does not do so by representing it as being the case, and thus it differs from a performative."³⁶

33 Ebd., 158.

34 Keith Graham, J. L. Austin. *A Critique of Ordinary Language Philosophy*. Hassocks 1977, 68.

35 John R. Searle, "How Performatives Work". In: *Linguistics and Philosophy* 12 (1989), 535-558. – Wieder in: John R. Searle, *Consciousness and Language*. Cambridge 2002, 156-179, hier: 158.

36 Ebd., 162.

Diese Auffassung der explizit performativen Äußerungen als Deklarationen hat die strukturelle Konsequenz, daß hier von einem *doppelten* bzw. *zweistufigen* propositionalen Gehalt gesprochen werden muß. Searle läßt daran keinen Zweifel, wenn er sagt: "This analysis of performatives as declarations has the consequence that the illocutionary structure of 'I order you to leave the room' is: [...] Declare (that I order (that you leave the room)). [...] The propositional content of the declaration is: that I order you to leave the room, even though the propositional content of the order is: that you leave the room."³⁷

Von dem übergeordneten propositionalen Gehalt: von dem propositionalen Gehalt der Deklaration (im Unterschied zum propositionalen Gehalt der Aufforderung) sagt Searle, er werde durch die explizit performative Äußerung wahr gemacht. Und was wahr gemacht wird bzw. worden ist, *ist* wahr, *kann* als wahr betrachtet werden. Dieser zugestandene Wahrheitsbezug führt im Verbund mit der generellen Auffassung der explizit performativen Äußerungen als Deklarationen zu der Frage, ob es sich bei diesen Äußerungen um *assertive* Deklarationen handeln könnte. Von assertiven Deklarationen spricht Searle, weil er zwischen Deklarativen und Assertiven Überschneidungen festgestellt hat. Searle denkt an die sogenannten *Tatsachenbehauptungen*, wie sie von Richtern und Schiedrichtern gemacht werden. Searle sagt: „In gewissen Einrichtungen tritt die Situation auf, daß wir nicht bloß feststellen, ob etwas der Fall ist, sondern auch die Autorität besitzen müssen, um endgültig darüber zu befinden, was der Fall ist“³⁸. Gehört nicht auch die Sprache zu diesen Einrichtungen? Besitzt nicht auch jeder Sprecher in dem Moment, in dem er eine explizit performative Äußerung macht, die *Autorität*, von der Searle hier spricht? Ist es nicht in der Tat so, wie Benveniste sagt, der in jeder performativen Äußerung eine *Autoritätshandlung* erblickt?³⁹ Laut Searle gibt es Einrichtungen, die darauf angewiesen sind, „daß Assertive mit der Rolle von Deklarationen geäußert werden können, um den Streit über die Wahrheit einer Behauptung irgendwo zu beend-

37 Ebd.

38 John R. Searle, „Eine Taxonomie illokutionärer Akte“. In: Ders., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M. 1982, 17-50, hier: 38f.

39 Vgl. den Abschnitt über *Benvenistes Austin*.

den“⁴⁰. Gehört nicht auch die Sprache, die ja als Institution der Institutionen angesehen werden kann, zu diesen Einrichtungen bzw. ist sie nicht selbst eine Einrichtung, die, zumindest in bestimmten Fällen, darauf angewiesen ist, daß Assertive mit der Rolle von Deklarationen geäußert werden können, um den Streit über die Wahrheit einer Behauptung erst gar nicht aufkommen zu lassen?

Über die von ihm mit dem Etikett ‚assertive Deklaration‘ versetzte Klasse von Äußerungen heißt es bei Searle: „Im Gegensatz zu den anderen Deklarationen haben sie mit den Assertiven eine Aufrichtigkeitsbedingung gemeinsam. Richter, Geschworene und Schiedsrichter können lügen – nichts daran ist logisch abwegig; wer hingegen Krieg erklärt oder jemanden nominiert, kann dabei nicht lügen.“⁴¹ Auch dies spricht dafür, die explizit performativen Äußerungen zu den *assertiven* Deklarationen zu rechnen. Denn auch und gerade derjenige, der in dieser Form ein Versprechen gibt oder eine Aufforderung macht, *kann* dabei lügen. Es gibt unaufrechte Versprechen, Versprechen, von denen der Sprecher schon in dem Moment, in dem er sie gibt, weiß, daß er sie nicht einhalten kann bzw. wird; und es kann auch unaufrechte Aufforderungen geben, Aufforderungen, von denen der Sprecher gar nicht will, daß sie befolgt werden.

Bliebe zu fragen: Können explizit performativ Äußerungen darüber hinaus auch noch als indirekte Sprechakte angesehen werden? Welche Merkmale sind explizit performativen Äußerungen und indirekten Sprechakte gemeinsam? Das auffälligste Merkmal ist sicherlich die Differenz zwischen Form und Funktion. So wie solch eine Äußerung wie ‚Kannst du mir das Salz reichen?‘ von der Form her eine Frage, von der Funktion her aber eine Bitte darstellt, so ist eine explizit performative Äußerung von der Form her eine Feststellung, von der Funktion her aber beispielsweise ein Versprechen oder eine Aufforderung. Was müßte darüber hinaus der Fall sein, damit explizit performativ Äußerungen zur Gruppe der indirekten Sprechakte gerechnet werden könnten oder müßten?

40 John R. Searle, „Eine Taxonomie illokutionärer Akte“. In: Ders., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M. 1982, 17-50, hier: 39.

41 Ebd.

Nun, zumindest müßten die explizit performativen Äußerungen den *Verallgemeinerungen* genügen, die Searle für die indirekten Sprechakte aufgestellt hat. In seinem Aufsatz „Indirekte Sprechakte“ führt Searle insgesamt neun solcher Verallgemeinerungen an: zunächst vier für direktive, in der Erweiterung der Analyse dann noch fünf für kommissive Sprechakte. Gemeinsam ist diesen Verallgemeinerungen, was sie strukturell gesehen aussagen: daß der Sprecher einen Direktiv oder einen Kommissiv dadurch indirekt vollziehen kann, daß er entweder *fragt, ob* oder *feststellt, daß* eine der für direktive bzw. kommissive Sprechakte geltenden Gelingensbedingungen erfüllt ist. Beispiel: Der Sprecher „*S kann eine Bitte (oder einen anderen Direktiv) dadurch indirekt vollziehen, daß er entweder fragt, ob eine Einleitungsbedingung, die sich auf Hs Fähigkeit bezieht, erfüllt ist, oder die Feststellung trifft, daß sie erfüllt ist.*“⁴² So kann S z. B. fragen: ‚Könntest du ein bißchen leiser sein?‘ oder die Feststellung treffen: ‚Du kannst ein bißchen leiser sein.‘ In ähnlicher Weise kann S fragen, ob die Bedingung des propositionalen Gehalts erfüllt ist, oder feststellen, daß sie erfüllt ist. Zwar kann nicht in allen Fällen gleichermaßen eine sich auf eine Sprechaktbefindung beziehende Frage oder Feststellung getroffen werden; hinsichtlich der Aufrichtigkeitsbedingung z. B. kann nur festgestellt werden, daß sie erfüllt ist, es kann nicht gefragt werden, ob sie erfüllt ist. Doch was wichtiger ist: Hinsichtlich *sämtlicher* Arten von Gelingensbedingungen kann eine sich auf deren Erfülltheit beziehende Frage gestellt und/oder Feststellung getroffen werden.

Merkwürdigerweise erwähnt Searle nur die *wesentliche Bedingung* in diesem Zusammenhang *nicht*. Er sagt lediglich, der Sprecher S könne einen Direktiv z. B. auch dadurch indirekt vollziehen, daß er fragt, ob oder feststellt, daß „es gute bzw. ausreichende Gründe für den Vollzug der Handlung h gibt“⁴³. Eines der Beispiele Searles lautet: ‚Mußt du weiter so hämmern?‘ Hier erkundigt sich der Sprecher S danach, ob es auf Seiten von H irgendeine von diesem empfundene Notwendigkeit – und in diesem Sinne irgendeinen Grund – für die von ihm gezeigte Aktivität h des

42 John R. Searle, „Indirekte Sprechakte“. In: Ders., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M. 1982, 51-79, hier: 66.

43 Ebd.

Hämmerns gebe. Das heißt, H zeigt eine Aktivität, von der S möchte, daß H sie einstellt. Der indirekt vollzogene Direktiv hat die Unterlassung der von H gezeigten Aktivität h zum Inhalt. Man könnte dem entnehmen, daß Searle das Haben eines Grundes für eine wesentliche Bedingung dafür hält, daß jemand eine bestimmte Handlung vollzieht. Und so scheint es auch zu sein: Von einer Äußerung sagt Searle: "The utterance creates desire-independent reasons for action."⁴⁴ Und von Versprechen und Aufforderungen z. B. kann gesagt werden: "They are supposed to change reality, either by getting the hearer to do what is ordered to do or to get the promisor to do what he promised to do."⁴⁵

Ein Vorschlag in diesem Sinn, der bei Searle allerdings in dieser Form nicht diskutiert wird, ist der folgende: Der Sprecher vollzieht einen Direktiv oder einen Kommissiv dadurch indirekt, daß er feststellt, daß die *wesentliche Bedingung* dieses direktiven bzw. kommissiven Sprechakts erfüllt ist. Auf die Frage, an welche Art von Äußerungen dabei zu denken wäre, könnte die Antwort lauten: an die explizit performativen. Das heißt, wenn oder insofern als ‚Ich fordere dich auf, den Raum zu verlassen‘ ein indirekter Direktiv ist, könnte man sagen, er werde dadurch vollzogen, daß festgestellt wird, daß die wesentliche Bedingung für den Vollzug des entsprechenden Direktivs erfüllt ist. Die wesentliche Bedingung eines Direktivs ist: „Gilt als Versuch von S, H dazu zu bekommen, h zu tun“⁴⁶.

Äußerungen wie ‚Ich fordere dich auf, den Raum zu verlassen‘ oder ‚Ich verspreche dir, daß ich kommen werde‘ sind nach Bach/Harnish Feststellungen, die den Hörer über das Vorliegen einer Aufforderung bzw. eines Versprechens informieren.⁴⁷ Die-

44 John R. Searle, "What is language: some preliminary remarks". In: Sava L. Tsohatzidis (ed.), John Searle's Philosophy of Language. Force, Meaning, and Mind. Cambridge 2007, 15-45, hier: 41.

45 John R. Searle, "Social ontology: some basic principles (with a new addendum by the author)". In: Ders., Philosophy in a New Century. Selected Essays. Cambridge 2008, 26-52, hier: 48.

46 John R. Searle, „Indirekte Sprechakte“. In: Ders., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M. 1982, 51-79, hier: 65.

47 Vgl. Kent Bach/Robert M. Harnish, "How Performatives Really Work". In: Linguistics and Philosophy 15 (1992), 93-110, hier (mit Bezug auf 'I promise'): 100.

sen Informationsaspekt zieht übrigens bereits Austin im Hinblick auf die explizit performativen Äußerungen in Erwägung, wenn er sagt: “[I]t may be that the utterance ‘serves to inform you’”⁴⁸. Laut Bach/Harnish hängt der kommunikative Erfolg solcher Äußerungen von dieser mit dem Charakter von Feststellungen in Verbindung stehenden Eigenschaft der Informativität ab. Sie sagen: “Although the performativity of these utterances does not depend on their being statements, their communicative success does.”⁴⁹ Die Äußerung ‚Ich fordere dich auf, den Raum zu verlassen‘ läuft auf die Feststellung hinaus – oder ist mit der Feststellung gleichzusetzen –, daß die wesentliche Bedingung einer Aufforderung des Inhalts, den Raum zu verlassen, erfüllt ist. Dem Hörer gegenüber wird festgestellt, daß es aufgrund der an ihn adressierten Aufforderung für ihn einen Grund gibt, h zu tun (den Raum zu verlassen); man könnte auch sagen, daß dem Hörer durch die explizit performative Äußerung ein Grund gegeben wird, h zu tun. Denn: „[D]er Umstand, daß ein Versprechen gegeben wird, liefert einen Grund dafür, das Versprochene zu tun, und die Aufforderung an jemanden, etwas zu tun, liefert ihm einen Grund, es zu tun.“⁵⁰

So wie sich ‚Kannst du an das Salz rankommen?‘ auf die Fähigkeit Hs, an das Salz heranzukommen, bezieht – und in diesem Sinn nach dem Erfülltsein einer Einleitungsbedingung eines Direktivs (einer Bitte) fragt; und so wie sich ‚Ich möchte, daß du dies für mich tust‘ auf einen auf Seiten des Sprechers vorhandenen Wunsch bezieht – und in diesem Sinn das Erfülltsein der Aufrichtigkeitsbedingung eines Direktivs (einer Aufforderung) feststellt; so bezieht sich ‚Ich fordere dich auf, den Raum zu verlassen‘ auf den Versuch, H dazu zu bringen, den Raum zu verlassen – und stellt in diesem Sinn das Erfülltsein der wesentlichen Bedingung des entsprechenden Direktivs fest.

Dem Geist der Searleschen Verallgemeinerungen für indirekte Sprechakte würde diese Sichtweise gerecht werden. Explizit performative Äußerungen sind indirekte Sprechakte, und dies in zweifacher Hinsicht: nicht nur aufgrund der bei ihnen zu beob-

48 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/21975, 6.

49 Kent Bach/Robert M. Harnish, “How Performatives Really Work”. In: *Linguistics and Philosophy* 15 (1992), 93–110, hier: 94.

50 John R. Searle, *Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes*. Frankfurt a. M. 1987, 215.

achtenden Form/Funktion-Differenz, sondern auch im Sinne der von Searle für die indirekten Sprechakte formulierten Verallgemeinerungen.

Die sich auf die explizit performativen Äußerungen beziehenden Analysevorschläge Searles und Bach/Harnishs schließen sich also *nicht* aus: Explizit performative Äußerungen sind zugleich indirekte Sprechakte (Bach/Harnish, Recanati) und innersprachliche assertive Deklarationen (Searle). Das heißt, auch mit Feststellungen bzw. Assertionen haben sie in zweifacher Hinsicht etwas zu tun: Als indirekte Sprechakte, insofern ihnen Feststellungen zugrunde liegen; und als Deklarationen, insofern sie assertiver Art sind.

Diejenigen, die auf den vermeintlichen Wahrheitsaspekt explizit performativer Äußerungen schon kurz nach Erscheinen von *How to Do Things with Words* hingewiesen haben, haben sich zunächst kaum Gehör verschaffen können. Was sie geltend machten, wurde zumeist nur mit einem Achselzucken zur Kenntnis genommen. Als Searle sich 1989 in die Debatte einschaltet, hat sich die Situation umgedreht: Daß explizit performativen Äußerungen – auch – Feststellungen sind, wird in der Regel nicht mehr in Abrede gestellt, strittig ist nur, welches Moment als primär anzusehen ist. So heißt es bei Searle: “[M]ost contemporary analyses try to derive the performative from the assertion; but on my proposal, the performative, the declaration, is primary; the assertion is derived.”⁵¹ Searle beschließt seine Ausführungen mit der folgenden Bemerkung:

“If one looks at the literature on this subject, one finds two apparently absolutely inconsistent and firmly held sets of linguistic intuitions. One set, exemplified powerfully by Austin (1962), insists roundly that performatives are not statements but, rather, performances of some other kind. Another set insists, equally roundly, that all performatives are obviously statements. One of my aims has been to show the truth of both of these intuitions. Austin was surely right in thinking that the primary purpose of saying ‘I promise to come and see you’ is not to make a statement or a description, but to make a promise. His critics are surely right in claiming that, all the same, when one says, ‘I promise to come

51 John R. Searle, “How Performatives Work”. In: Linguistics and Philosophy 12 (1989), 535-558. – Wieder in: John R. Searle, Consciousness and Language. Cambridge 2002, 156-179, hier: 178.

and see you,' one does make a statement. What my argument attempts to show is how the statement is derivative from the promise and not conversely."⁵²

Ein Problem, das Searles Argument aufwirft, besteht darin, daß es nicht erklärt, welche Funktion der vom Versprechen abgeleiteten Feststellung zukommt. Dies ist bei Bach/Harnish anders: Sie schreiben dem von ihnen an explizit performativen Äußerungen hervorgehobenen Moment der Feststellung die Eigenschaft der Informativität zu. Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Ansätzen besteht in der Uneinigkeit darüber, was primär ist. Für Bach/Harnish ist die Feststellung (in einem bestimmten Sinn von ‚primär‘) primär; für Searle ist das Versprechen primär, die Feststellung hingegen sekundär.⁵³ Das aber heißt, beiden Ansätzen liegen im Hinblick auf die indirekten Sprechakte unterschiedliche Auffassungen über die Anwendung der Differenz ‚primär/sekundär‘ zugrunde.

Dem Wahr/falsch-Fetisch den Garaus zu machen, dies ist, laut Quine, der „Hintergedanke von *How to Do Things with Words*“⁵⁴. Quine ist damit nicht einverstanden. Er sagt: „Zugegeben, eine performative Äußerung ist etwas Bemerkenswertes; sie bewahrheitet sich selbst; aber dann ist sie auch wahr. Es gibt gute Gründe, performative Äußerungen und Tatsachenaussagen einander gegenüberzustellen und miteinander zu vergleichen, doch die Abneigung gegen den Wahr/falsch-Fetisch gehört nicht zu diesen Gründen.“⁵⁵

Austins Beschreibung desjenigen Phänomens, dessen Entdeckung ihn berühmt gemacht hat, ist jahrelang, so wie sie war, hingenommen worden. Erst allmählich haben sich die Stimmen derer Gehör zu verschaffen gewußt, die darlegen konnten, daß mehr über das entdeckte Phänomen zu sagen ist, als Austin gemeint hat. Das Moment der Wahrheit hat sich als widerständig erwiesen. Es ist resistenter als Austin recht gewesen sein wird.

52 Ebd.

53 Vgl. John R. Searle, „Eine Taxonomie illokutionärer Akte“. In: Ders., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M. 1982, 17-50, hier: 54.

54 Willard Van Orman Quine, „Zu Austins Methode“. In: Ders., Theorien und Dinge. Frankfurt a. M. 1985, 111-117, hier: 114.

55 Ebd., 116.

Die Dekonstruktion der performativen Äußerungen

Bei einem philosophischen Gegensatz (wie dem zwischen konstatischen und performativen Äußerungen zum Beispiel) hat man es, laut Derrida, „nicht mit einer friedlichen Koexistenz eines Vis-à-vis, sondern mit einer gewaltsamen Hierarchie zu tun [...]. Einer der beiden Ausdrücke beherrscht (axiologisch, logisch usw.) den anderen, steht über ihm. Eine Dekonstruktion des Gegensatzes besteht zunächst darin, im gegebenen Augenblick die Hierarchie umzustürzen.“¹ Doch ist zu beachten: „Ein Gegensatz, der dekonstruiert wird, wird nicht zerstört oder aufgegeben. Austins Untersuchung performativer und konstatischer Äußerungen zeigt die Schwierigkeit auf, zwischen diesen beiden Äußerungsklassen eine prinzipielle Unterscheidung zu treffen; aber dieser Zusammenbruch enthüllt eine Differenz *in jedem Sprechakt*, der bisher als eine Differenz *zwischen Sprechakttypen* behandelt wurde.“² Die beherrschte Seite eines als hierarchisch aufzufassenden Gegensatzes hat den Status eines Supplements, eines bloßen, zunächst für unwesentlich gehaltenen Zusatzes. Doch zeigt sich, daß das, was lediglich hinzugefügt wird, dazu dient, das zu vervollständigen, was zuvor nur dem Anschein nach als vollständig gegolten hat.

-
- 1 Jacques Derrida, „Positionen. Gespräch mit Jean-Louis Houdebine und Guy Scarpetta“. In: Ders., Positionen. Berlin 1986, 83-184, hier 88.
 - 2 Jonathan Culler, Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek bei Hamburg 1988, 148.

„Austins Analyse bietet ein hervorragendes Beispiel dafür, wie die Logik des Supplements arbeitet. Indem er von der philosophischen Hierarchie ausgeht, die wahre oder falsche Aussagen zur Norm der Sprache macht und andere Äußerungen als verfehlte Aussagen oder als besondere – supplementäre – Formen behandelt, führt Austins Untersuchung der Eigenschaften marginaler Fälle zur Dekonstruktion und Umkehrung der Hierarchie: Die performative Äußerung ist nicht eine verfehlte konstative Äußerung; ganz im Gegenteil, die konstative Äußerung ist ein Sonderfall der performativen.“³

Was wird mit einer dekonstruktiven Austin-Lektüre bezweckt? „Eine dekonstruktive Lektüre Austins interessiert sich dafür, wie er die Züge, die er bei anderen feststellt und kritisiert, selbst wiederholt und wie die Unterscheidung zwischen ernsthaft und parasitär, die für ihn die Analyse von Sprechakten erst ermöglicht, durch die Implikationen dieser Analyse selbst hinfällig wird.“⁴

Infolgedessen wird es nicht verwundern, daß es Autoren gibt, die zu Austins Theorie der performativen Äußerungen eine dekonstruktiv-dialektische Haltung eingenommen, und wiederum andere, die sich mit dieser Haltung auseinandersetzt haben. Zur ersten Gruppe gehören, allen voran, Jacques Derrida, sodann Shoshana Felman, Judith Butler und Sybille Krämer; zu der anderen Gruppe sind John R. Searle sowie Stanley Cavell zu rechnen.

Die Auseinandersetzung Derridas mit Ferdinand de Saussure wird hier vorangestellt, weil sich von ihr her seine Austin-Kritik besser verstehen läßt. Hätte Searle diese Auseinandersetzung in seiner Meta-Kritik an Derridas Austin-Kritik berücksichtigt, wäre sie, zumindest in bestimmten ihrer Teile, möglicherweise etwas weniger holzschnittartig ausgefallen; und Derrida hätte in diesem Fall bei seinem Verteidigungsversuch etwas weniger weit ausholen müssen. Shoshana Felman hält Austin für einen sehr humorvollen Autor, der, wie er selbst gesagt hat, ausgezogen ist, dem Wahr/falsch-Fetisch den Garaus zu machen. Austin ist sicherlich angriffslustig gewesen. Schon in seiner Kritik an der sogenannten Sinnesdaten-Theorie der Wahrnehmung in *Sense and Sensibilia* hat er dies unter Beweis gestellt. Doch sollte auch von einem ‚diabolischen‘ Austin gesprochen werden können? Sybille Krämer bleibt,

3 Ebd., 126.

4 Ebd., 134.

wie hier dargelegt werden wird, den Nachweis für diese These schuldig.

9 Derridas Saussure

In seiner Auseinandersetzung mit Ferdinand de Saussures Versuch, die – freilich vulgär verstandene – *Schrift* aus dem Bereich der Semeologie auszuschließen, gewinnt Derrida eine Vorstellung von einer *abstrakten* Schrift, die auch seine Auseinandersetzung mit Austins Theorie der performativen Äußerungen maßgeblich bestimmt.

Das Kapitel III der ‚Einleitung‘ zu Saussures *Cours de linguistique générale* (dt.: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*) umfaßt drei Paragraphen. In § 1 geht es um die Sprache und um Fragen ihrer Definition, in § 2 um die ‚Stellung der Sprache innerhalb der menschlichen Rede‘, in § 3 geht es um die ‚Stellung der Sprache innerhalb der menschlichen Verhältnisse‘. Man erfährt: „[D]ie Sprache ist eine Übereinkunft“¹, sie ist „eine soziale Einrichtung“², „sie bildet ein System von Zeichen, in dem einzige die Verbindung von Sinn und Lautzeichen wesentlich ist und in dem die beiden Seiten des Zeichens gleichermaßen psychisch sind.“³

Saussure kommt auch auf die Frage nach der Disziplin zu sprechen, die sich mit dem so bestimmten Gegenstand ‚Sprache‘ befaßt. Vergleichsobjekte spielen bei der Beantwortung dieser Frage eine nicht unwesentliche Rolle. Saussure sagt: „Die Sprache ist ein System von Zeichen, die Ideen ausdrücken und insofern der Schrift, dem Taubstummenalphabet, symbolischen Riten, Höf-

1 Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin ³2001, 12.

2 Ebd., 19.

3 Ebd., 18.

lichkeitsformen, militärischen Signalen usw. usw. vergleichbar. Nur ist sie das wichtigste dieser Systeme.“⁴ Merkwürdig genug, womit Saussure die Sprache hier vergleicht! Bedenkenswert ist vor allem der Vergleich mit der Schrift. Saussure sagt ausdrücklich, die Sprache sei „der Schrift [...] vergleichbar“. Es ist gerade dieser Vergleich, auf den Derrida aufmerksam geworden ist, ihn hat er sich keineswegs entgehen lassen wollen. Derrida versucht darzulegen, daß dieser Vergleich für die Sprache und die Schrift so etwas wie „eine gemeinsame Wurzel“⁵ voraussetze. Und er kündigt an: „Wir werden uns eingehender und konkreter damit befassen, was die Sprache nicht nur zu einer Art Schrift – ,vergleichbar der Schrift‘ [...], wie es eigenartigerweise bei Saussure heißt –, sondern zu einer Art *der* Schrift macht. Oder vielmehr zu einer Möglichkeit, die in der Möglichkeit von Schrift überhaupt begründet ist“⁶.

Was Saussure in Anbetracht seiner oben wiedergegebenen Bemerkung vorschwebt und die Frage nach der oben genannten Disziplin beantwortet, ist der sich direkt daran anschließenden Schlußfolgerung zu entnehmen, in der es heißt: „Man kann sich also vorstellen eine Wissenschaft, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht; diese würde einen Teil der Sozialpsychologie bilden und infolgedessen einen Teil der allgemeinen Psychologie; wir werden sie Semeologie (von griechisch *sēmeion*, ‚Zeichen‘) nennen.“⁷

Die Semeologie (gelegentlich auch ‚Semiologie‘ und bei Karl Bühler sogar ‚Semantologie‘ genannt⁸) ist laut Saussure ein Teilgebiet der Psychologie, wobei von Folgendem ausgegangen werden soll: „Sache des Psychologen ist es, die genaue Stellung der Semeologie zu bestimmen; Aufgabe des Sprachforschers ist es, zu bestimmen, wodurch die Sprache ein besonderes System in der Gesamtheit der semeologischen Erscheinungen ist.“⁹

4 Ebd., 19.

5 Jacques Derrida, Grammatologie. Frankfurt a. M. 1974, 90.

6 Ebd.

7 Ferdinand de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin ³2001, 19.

8 Vgl. Karl Bühler, Die Axiomatik der Sprachwissenschaften. Frankfurt a. M. 1969, 39.

9 Ferdinand de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin ³2001, 19.

Nun schlägt Derrida eine alles andere als unerhebliche Substitution vor. Seinen Überlegungen zufolge (auf die wir hier im einzelnen werden eingehen müssen) soll man „im Programm des *Cours de linguistique générale* das Wort *Semeologie* durch *Grammatologie* ersetzen“¹⁰. Saussure zitierend, setzt Derrida an genau der Stelle ein, wo jener, mit Blick auf die ihm vorschwebende Wissenschaft, sagt: ‚Wir werden sie *Semeologie* [...] nennen‘. Diese Disziplin steht bei Saussure erst in ihrem Anfangsstadium; Gleiches gilt auch für die Grammatologie – so daß Derrida sich den Worte Saussures bedienen kann. Das Saussure-Zitat Derridas, welches diesen Zusammenhang zum Ausdruck bringt, lautet: „Wir werden sie [Grammatologie] nennen ... Da sie noch nicht existiert, kann man nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf, zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Linguistik ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die [Grammatologie] entdecken wird, werden auf die Linguistik anwendbar sein.“¹¹ In der diesem Zitat zugrundeliegenden Bemerkung Saussures, das sei noch einmal klar gestellt, kommt das Wort ‚*Semeologie*‘ zwei Mal vor; in Derridas Saussure-Zitat ist es beide Male durch ‚[Grammatologie]‘ ersetzt.

Ob auch die Grammatologie, wie die Semeologie, zur Psychologie zu rechnen ist? Derrida macht dazu keine direkte Aussage. Doch die Linguistik sieht er in genau demselben Verhältnis zur Grammatologie stehen, in dem sie laut Saussure zur Semeologie steht. „Als Wissenschaft von der Arbitrarität des Zeichens [...] würde die Grammatologie einen sehr umfassenden Bereich bedecken, von dem die Linguistik per abstractionem den ihr zustehenden Raum mit den Grenzen umgeben könnte, welche Saussure ihrem inneren System vorschrieb.“¹² Derrida spricht nicht nur von der Wissenschaft von der Arbitrarität des Zeichens, er spricht, nach eigener Einschätzung weniger über Saussure ‚hinausgehend‘ als ihm folgend und ihn weiterentwickelnd¹³, zudem von der „Wissenschaft von der Unmotiviertheit der Spur, Wissenschaft von der Schrift (vor der Rede und in der Rede)“¹⁴, vom „Zeichen-

10 Jacques Derrida, *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974, 88.

11 Ebd., 88f.

12 Ebd., 88.

13 Vgl. ebd., 97.

14 Ebd.

Werden des Symbols“¹⁵ sowie vom „Unmotiviert-Werden des Symbols“¹⁶. Was soll das alles heißen? Eines steht fest: Der hier angesprochenen Arbitrarität bzw. Unmotiviertheit kommt in Derridas Argumentation eine Schlüsselposition zu.

Was das Verhältnis von Sprache und Schrift betrifft, so hat Saussure eine ganz traditionelle Ansicht. Für ihn sind Sprache und Schrift „zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen“¹⁷ bzw. zu repräsentieren. Saussures Untersuchungsgegenstand ist die Sprache, nicht die Schrift. Die Schrift wird quasi ausgeklammert, auch ihr *Verhältnis* zur (gesprochenen) Sprache ist nicht sein Gegenstand. Er sagt: „Nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt.“¹⁸ Die Sprache ist ein System von Zeichen, das sprachliche Zeichen als Verknüpfung von Lautbild und Vorstellung aber ist arbiträr.¹⁹

Für Derrida ergibt sich hier ein Problem. Er behauptet:

„Die These von der Arbitrarität der Zeichen stellt [...] das erklärte Vorhaben Saussures in Frage, die Schrift in die Finsternis jenseits der Sprache zu stoßen. Seine These berücksichtigt zwar ein konventionelles Verhältnis zwischen dem Phonem und dem Graphem (in der phonetischen Schrift zwischen dem Phonem als Signifikant-Signifikat und dem Graphem als Signifikanten), doch verbietet sie gerade dadurch, daß das Graphem das ‚Abbild‘ des Phonems sei. Um aber die Schrift als ‚externes System‘ ausschließen zu können, war es unerlässlich, daß diese These sie zu einem ‚Abbild‘, einer ‚Repräsentation‘ und einer ‚(bildlichen) Darstellung‘, zu einem äußeren Reflex der Sprachwirklichkeit stempelte.“²⁰

15 Ebd., 83.

16 Ebd.

17 Ferdinand de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin ³2001, 28.

18 Ebd.

19 Vgl. ebd., 79

20 Jacques Derrida, Grammatologie. Frankfurt a. M. 1974, 78f. (Übersetzung richtiggestellt).

Das Graphem darf einerseits kein Abbild des Phonems sein, doch es muß andererseits ein Abbild sein, wenn die Schrift als externes System aus dem Untersuchungsbereich der Semeologie ausgeschlossen werden soll.

Derrida macht demgegenüber geltend, daß „im systematischen Prinzip der alphabetischen und allgemeiner der phonetischen Schrift kein Verhältnis ‚natürlicher‘ Repräsentation, kein Verhältnis der Ähnlichkeit oder der Teilhabe [...] impliziert ist. [...] Die Definition der Schrift als ‚Abbild‘ und damit als *natürliches Symbol* der Sprache muß also gerade im Namen der Arbitrarität des Zeichens abgelehnt werden.“²¹ Berücksichtige man aber Saussures Ausführungen über die Differenz zwischen Symbol und Zeichen, dann sei es „nicht mehr einzusehen, wie er einerseits von der Schrift sagen kann, sie sei ‚Abbild‘ oder ‚(bildhafte) Darstellung‘ der Sprache, und wie er andererseits die Sprache und die Schrift als ‚zwei verschiedene Systeme von Zeichen‘ [...] definieren kann.“²²

Daß Saussure die Schrift als ‚Bild‘, als ‚Abbild‘, als ‚Repräsentation‘ der Sprache bezeichnet, dies liest Derrida aus bestimmten Bemerkungen Saussures heraus²³; daß Saussure die Schrift als ‚Symbol‘ bezeichne, sie als ‚Abbild‘ und damit als ‚natürliches Symbol‘ definiere, dies liest Derrida in Saussure hinein. Mit dem Symbolverständnis Saussures ist eine solche Sichtweise nicht vereinbar. Derrida gesteht dies sogar zu, wenn er sagt:

„Saussure vermochte die Schrift also niemals als ein wirkliches ‚Abbild‘, als eine ‚(bildliche) Darstellung‘, als eine ‚Repräsentation‘ der gesprochenen Sprache oder als ein Symbol zu denken. Berücksichtigt man, daß er diese unangemessenen Begriffe dennoch benötigte, um über die Exteriorität der Schrift zu befinden, so muß man daraus schließen, daß eine ganze Schicht seines Diskurses, die Intention der VI. Kapitels (*Repräsentation der Sprache durch die Schrift*), alles andere als wissenschaftlich war.“²⁴

Symbole sind für Saussure *motivierte* und in diesem Sinn ‚natürliche‘ Zeichen; die sprachlichen Zeichen, um die es ihm geht, aber

21 Ebd., 79 (Hervorhebung hinzugefügt).

22 Ebd.

23 Vgl. ebd., 64.

24 Ebd., 80.

sind *unmotiviert*, die Übereinkunft, von der mit Bezug auf sie gesprochen wird, ist arbiträr. Als ‚motiviert‘ hat Saussure die Schrift nicht bezeichnet, ‚symbolisch‘ hat er sie nicht genannt.

Derrida bezieht sich, was die Verwendung des Symbolbegriffs betrifft, auf Aristoteles, Hegel, Peirce und Saussure. Aristoteles und Peirce sprechen von Symbolen, wenn sie *konventionelle* Zeichen im Sinn haben. Im Unterschied dazu sprechen Hegel und Saussure von Symbolen, wenn sie *motivierte* Zeichen meinen. Letzteres wird bei Derrida durchaus berücksichtigt, und zwar beispielsweise dann, wenn er sagt, „daß nur die *natürlich* genannten Zeichen, die bei Hegel und Saussure ‚Symbole‘ heißen, sich der Semiologie als Grammatologie entziehen“²⁵, oder wenn er geltend macht, daß „im systematischen Prinzip der alphabetischen und allgemeiner der phonetischen Schrift [...] kein ‚symbolisches‘ Verhältnis im Sinne Hegels und Saussures“²⁶ impliziert sei.

Im Hinblick auf Aristoteles und dessen Rede vom Symbol verhält es sich etwas komplizierter. In den von Aristoteles geschilderten Verhältnissen erblickt Derrida eine Situation, von der er behauptet, daß sie zu überwinden sei. Derrida geht von der folgenden Beschreibung aus:

„Wenn beispielsweise für Aristoteles ‚das in der Stimme Verlautende ($\tau\alpha\ \epsilon\nu\ \tau\eta\ \varphi\omega\nu\eta$) Symbole sind für die in der Seele hervorgerufenen Zustände [,sont les symboles des états de l’âme’] ($\pi\alpha\theta\mu\sigma\tau\alpha\ \tau\eta\varsigma\ \psi\omega\chi\eta\varsigma$) und das Geschriebene Symbol für das in der Stimme Verlautende ist [,et les mots écrits les symboles des mots émis par la voix’] (*De interpretatione* I, 16 a 3), so deshalb, weil die Stimme als Erzeuger der *ersten Symbole* [,des *premier symboles*] wesentlich und unmittelbar mit der Seele verwandt ist. Als Erzeuger des ersten Signifikanten ist sie nicht bloß ein Signifikant unter anderen. Sie bezeichnet den ‚Seelenzustand‘, der seinerseits die Dinge in natürlicher Ähnlichkeit widerspiegelt oder reflektiert.“²⁷

25 Ebd., 78.

26 Ebd., 79.

27 Jacques Derrida, *De la Grammatologie*. Paris 1967, 21f. Dt., *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974, 24. (Die deutsche Übersetzung, in der von Zeichen (anstelle von Symbolen) die Rede ist, ist hier modifiziert worden.)

So wie Aristoteles am Anfang von *Peri hermeneias* (*De interpretatione*) von „σύμβολα“ („symbola“) spricht, so spricht auch Derrida von „Symbolen“ („les symboles“). Doch was Derrida nicht zu beachten scheint, das sind die bei Aristoteles in unmittelbarer Nachbarschaft dieser Bezeichnung vorkommenden Ausdrücke „σημεῖα πρώτων“ („semeia próton“)²⁸; hinsichtlich des ersten dieser beiden Ausdrücke („σημεῖα“) spricht Derrida ebenfalls von Symbolen, nicht von Zeichen, der ganze Ausdruck findet sich übersetzt durch „premier symboles“. Ganz zu Recht nimmt Roy Harris daran Anstoß. Harris, der Aristoteles‘ Rede von „symbola“ für auffallend („striking“) hält,²⁹ bemerkt: „Derrida passes over in silence the fact that in this same passage from *De Interpretatione* Aristotle distinguishes between signs (*semeia*) and symbols (*symbola*), although in quite a different way from Saussure.“³⁰

Bei Derrida also ist von „ersten Symbolen“ die Rede, weder davon, daß die stimmlichen Verlautbarungen *in erster Linie* („próton“) Zeichen („semeía“) für die Widerfahrnisse der Seele seien (und erst in zweiter Linie Zeichen für die Dinge), noch davon, daß für die Widerfahrnisse der Seele in erster Linie die stimmlichen Verlautbarungen Zeichen seien (das Geschriebene aber erst in zweiter Linie).

Daß Aristoteles zwischen Symbol und Zeichen unterscheidet, dieser Umstand findet sich bei Derrida nicht beachtet. Was ihm aber nicht entgegengehalten werden kann, ist, daß er (deswegen auch) die bei Saussure vorkommende Unterscheidung zwischen Zeichen und Symbol nicht beachtet hätte. Das bei Saussure im Gegensatz zur Unmotiviertheit (Arbitrarität) des Zeichens stehende Motiviert-Sein des Symbols wird bei Derrida ausführlich thematisiert. Wie bereits erwähnt, spricht Derrida mit Blick auf Saussure vom „Zeichen-Werden des Symbols“³¹ und mit Blick auf Peirce vom „Unmotiviert-Werden des Symbols“³².

Doch wenn Derrida die von Aristoteles über Rousseau und Hegel bis zu Saussure reichende Auffassung der phonetischen

28 Vgl. auch Eckard Rolf, *Symboltheorien. Der Symbolbegriff im Theoriekontext*. Berlin 2006, 13.

29 Vgl. Roy Harris, *Saussure and his Interpreters*. Edinburgh 2001, 174.

30 Ebd., 173.

31 Jacques Derrida, *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974, 83.

32 Ebd.

Schrift mit der Formel „Zeichen der Zeichen“³³ („Signe de signe“) beschreibt (und nicht mit der Formel ‚Symbol des Symbols‘, wie es nach Aristoteles eigentlich heißen müßte), dann ist dies vertretbar, denn das, was bei Aristoteles ‚Symbol‘ heißt, dies ist das konventionelle Zeichen.³⁴

Warum aber spricht Derrida vom ‚Zeichen-Werden‘ bzw. vom ‚Unmotiviert-Werden‘ des Symbols? Für Derrida „drängt sich der Gedanke auf, daß die Schrift dem gesprochenen Wort äußerlicher, sofern sie nicht dessen ‚Abbild‘ oder ‚Symbol‘, und ihm zugleich innerlicher ist, wo es in sich selbst eine Schrift darstellt.“³⁵ An einer anderen Stelle heißt es: „Wenn ‚Schrift‘ Inschrift und vor allem dauerhafte Vereinbarung von Zeichen bedeutet (was den alleinigen, irreduziblen Kern des Schriftbegriffs ausmacht), dann deckt die Schrift im allgemeinen den gesamten Bereich der sprachlichen Zeichen.“³⁶ „Das aber bedeutet nicht weniger als eine Reform des Schriftbegriffs.“³⁷ In Anbetracht der phonologistischen Argumentation, die von der Nachrangigkeit der Schrift gegenüber dem gesprochenen Wort ausgeht, darf „nicht übersehen werden, daß sie einen ‚wissenschaftlichen‘ Begriff des gesprochenen Worts einem vulgären Schriftbegriff gegenüberstellt.“³⁸ Es geht Derrida „weder um die Rehabilitierung der Schrift im engeren Sinn noch um die Umkehrung eines evidenten Abhängigkeitsverhältnisses. Der Phonologismus duldet so lange keinen Einwand, wie man die geläufigen Begriffe von gesprochenem Wort und Schrift, die das feste Gewebe seiner Argumentation bilden, weiter verwendet.“³⁹ Bei dem, was Derrida vorschwebt, handelt es sich um eine „generalisierte Schrift“⁴⁰, und er glaubt, „daß die gesprochene Sprache bereits dieser Schrift zuzurechnen ist. Doch setzt das einen modifizierten Schriftbegriff voraus, den wir vorerst nur antizipieren können.“⁴¹ Die sich in der These von der Arbitrarität des sprachli-

33 Ebd., 53.

34 Vgl. Eckard Rolf, Symboltheorien. Der Symbolbegriff im Theoriekontext. Berlin 2006, 12.

35 Jacques Derrida, Grammatologie. Frankfurt a. M. 1974, 81.

36 Ebd., 78.

37 Ebd., 95.

38 Ebd.

39 Ebd., 98.

40 Ebd., 97.

41 Ebd.

chen Zeichens manifestierende Idee der Vereinbarung jedenfalls kann laut Derrida „vor der Möglichkeit der Schrift und außerhalb ihres Horizontes nicht gedacht werden.“⁴²

Für Derrida „impliziert der Begriff der Schrift(graphie) [...] die Instanz der vereinbarten Spur (*trace instituée*).“⁴³ „Die vereinbarte Spur ist ‚unmotiviert‘“⁴⁴. Doch „durf das Wort ‚Vereinbarung‘ („institution‘) im System der klassischen Gegensätze nicht verfrüht interpretiert werden.“⁴⁵

Die Spur selbst ist etwas an *diesem* Ort und zu *dieser* Zeit, kurz: hier-und-jetzt Anwesendes, Gegenwärtiges. Darüber hinaus (oder als solche) hat sie eine Verweisstruktur: Sie verweist auf etwas Abwesendes. Derrida spricht von der „Abwesenheit eines anderen Hier-und-Jetzt [...] [das als solches] erscheint und sich als irreduzible Abwesenheit in der Anwesenheit der Spur gegenwärtigt“⁴⁶. Zwischen dem Anwesenden und dem Abwesenden ‚erscheint‘ eine Differenz, die – so wie ein vorübergehender Eindruck im nächsten Moment noch da, noch nicht ganz weg ist – *retendiert* wird. „Die vereinbarte Spur“, heißt es, „lässt sich ohne den Gedanken an die Retention der Differenz in einer Verweisstruktur nicht denken, in der die Differenz *als solche* erscheint“⁴⁷.

Derrida hält solche Gegensätze wie die zwischen Natur und Konvention (Übereinkunft), Symbol und Zeichen für abgeleitet, deriviert. Er versucht die Spur *diesseits* solcher Gegensätze zu denken. Denn „erst die Möglichkeit der Spur macht diese Gegensätze sinnvoll.“⁴⁸ Dabei muß man sich jedoch von jeder substantiastischen Vorstellung der Spur verabschieden. Denn es gilt, wie Derrida in einem anderen Zusammenhang hervorhebt: „Die Spur ist weder sichtbar noch unsichtbar.“⁴⁹ Das heißt, auf diese Weise bestimmt, ist die Spur mit den Mitteln einer zweiwertigen Logik nicht zu erfassen: Es werden ihr die beiden Seiten des kontradik-

42 Ebd.

43 Ebd., 81.

44 Ebd.

45 Ebd.

46 Ebd., 82.

47 Ebd.

48 Ebd.

49 Jacques Derrida, „Ousia und gramme. Notiz über eine Fußnote in *Sein und Zeit*“. In: Ders., Randgänge der Philosophie. Wien 1988, 53–84, hier: 83.

torischen Gegensatzes sichtbar/unsichtbar zugleich abgesprochen.

Die Unmotiviertheit hält Derrida nicht für einen Zustand (eine Eigenschaft), sie ist für ihn ein Prozeß. Er spricht von der „Bewegung der Unmotiviertheit“⁵⁰, vom ‚Unmotiviert-Werden‘: „[D]ie Spur ist indefinit ihr eigenes Unmotiviert-Werden. In der Sprache Saussures müßte man (was er nicht macht) sagen: es gibt weder Symbole noch Zeichen, sondern nur ein Zeichen-Werden des Symbols.“⁵¹ In ähnlicher Weise könnte man mit Blick auf Peirce, für den Symbole konventionelle Zeichen sind, „von einem Unmotiviert-Werden des *Symbols* sprechen, wobei sein Begriff des Symbols dem Zeichenbegriff, welchen Saussure dem Symbol gegenübergestellt hat, analog ist“⁵².

Saussure, haben wir gehört, schließt die Schrift aus seinem Untersuchungsbereich, der gesprochenen Sprache, aus. Er tut dies quasi unter Berufung auf den Laut. Nun macht Derrida darauf aufmerksam, daß Saussure sich hinsichtlich der Bestimmung dessen, was an der Sprache wesentlich ist, veranlaßt gesehen hat, auch den Laut auszuschließen. Derrida argumentiert folgendermaßen:

„Da die Differenz niemals an sich und per definitionem eine sinnlich wahrnehmbare Fülle ist, widerspricht ihre Notwendigkeit der Behauptung einer von Natur aus lautlichen Wesenheit der Sprache. [...] Saussure selbst zieht diese Konsequenz, und zwar gegen die Prämissen, mit deren Hilfe er das innere System der Sprache definiert. So muß er jetzt das ausschließen, wodurch er die Schrift ausschließen konnte“.⁵³

Saussure sagt in der Tat: „Das Wesentliche an der Sprache ist [...] dem lautlichen Charakter des sprachlichen Zeichens fremd.“⁵⁴ Und er hält es nicht für möglich, „daß der Laut an sich, der nur ein materielles Element ist, der Sprache angehören könnte. Er ist für sie nur etwas Sekundäres, ein Stoff, mit dem sie umgeht.“⁵⁵

50 Jacques Derrida, Grammatologie. Frankfurt a. M. 1974, 83.

51 Ebd.

52 Ebd.

53 Ebd., 92.

54 Ferdinand de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin ³2001, 8.

55 Ebd., 141.

Mit dem Lautbild, von dem Saussure spricht, verhält es sich allerdings anders. Das Lautbild ist, nach Derrida, „das Vernommene: nicht der vernommene *Laut*, sondern das Vernommen-Sein des Lautes. Das Vernommen-Sein ist seiner Struktur nach phänomenal und gehört einer anderen Ordnung an, die von der Ordnung des wirklichen Lautes in der Welt vollständig verschieden ist.“⁵⁶ Als das Vernommen-Sein des Lautes exemplifiziert das Lautbild (Saussures) die „différance-mit-einem-a“. Was ist damit gemeint?

Die *différance* ist etwas Operierendes, sie ist „eine reine Bewegung“⁵⁷. Sie ist, *einerseits*, das, was die Differenz, den Unterschied, die Form hervorbringt. Die *différance* ist „die Formation der Form.“⁵⁸ „Sie ist von keiner sinnlich wahrnehmbaren, hörbaren oder sichtbaren, lautlichen oder graphischen Fülle abhängig, sondern ist im Gegenteil deren Bedingung. Obwohl sie nicht existiert, obwohl sie niemals ein *Anwesend-Sciendes* außerhalb jeder Fülle ist, geht ihre Möglichkeit all dem zu Recht voran, was man Zeichen (Signifikat/Signifikant, Inhalt/Ausdruck usw.) Begriff oder Operation, motorisch oder sinnlich nennt.“⁵⁹ Die *différance* aber „ist *andererseits* das Eingedrückt-Sein des Abdrucks (empreinte).“⁶⁰

Das Eingedrückt-Sein des Abdrucks kann als eine Eigenschaft des Abdrucks angesehen werden, es ist seine wesentliche Eigenschaft. Ohne diese Eigenschaft wäre der Abdruck nicht das, was er ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Vernommen-Sein des Lautes, mit dem, was das Lautbild, Derrida zufolge, phänomenal betrachtet ist. Derrida sagt: „Bekanntlich unterscheidet Saussure zwischen dem ‚Lautbild‘ (image acoustique) und dem gegenständlichen Laut (son objectif) [...]. Diese Unterscheidung ermöglicht es ihm, die Akustik und Physiologie in genau dem Augenblick (phänomenologisch) zu reduzieren, wo er die Wissenschaft von der Sprache begründet. Das Lautbild ist die Struktur des Erscheinens eines Lautes, was alles andere ist als der erscheinende Laut.“⁶¹ „Diese geringfügige, aber entscheidende Verschiedenartigkeit

56 Jacques Derrida, Grammatologie. Frankfurt a. M. 1974, 111.

57 Ebd., 109.

58 Ebd., 110.

59 Ebd., 109.

60 Ebd., 110.

61 Ebd.

kann nur durch eine phänomenologische Reduktion hervorgehoben werden. Letztere ist somit für die Analyse des Vernommen-Seins des Lautes unerlässlich“⁶².

Für Saussure ist das Lautbild, die eine Seite des sprachlichen Zeichens, ein psychisches Phänomen (ebenso wie dessen andere Seite, die Vorstellung, ein psychisches Phänomen ist). Um mit dieser Bestimmung nicht, wie Saussure, auf dem Boden der Psychologie zu landen, orientiert sich Derrida an der Phänomenologie Husserls. Derrida sagt: „Psychisches Abbild‘ nennt Saussure das Lautbild, das strukturierte Erscheinen des Lautes, die ‚sinnliche‘, von der différance *erlebte* und gestaltete ‚Materie‘; Husserl würde dies die von jeglicher mundanen Realität unterschiedene *hyle/morphe*-Struktur nennen.“⁶³ „Die *hyle/morphe*-Struktur ist eine *reelle* (und nicht *reale* [i. Orig. dt.]) Komponente des Erlebten und nicht eine *Realität* [i. Orig. dt.]. Was den intentionalen Gegenstand betrifft, zum Beispiel den Inhalt des Abbildes, so gehört er *reell* [i. Orig. dt.] weder zur Welt noch zum Erlebten; er ist eine nicht-reelle Komponente des Erlebten.“⁶⁴ Die *hyle/morphe*-Struktur ist also eine *reelle*, der intentionale Gegenstand hingegen eine *nicht-reelle*, weder zur Welt noch zum Erlebten gehörende, Komponente des Erlebten.

Wenn Derrida die Schrift zu einem grundlegenden Phänomen erklärt und von der Sprache (im Sinne Saussures) sagt, auch und gerade sie sei eine Art der Schrift, dann benutzt er einen verallgemeinerten bzw. abstrahierten Begriff von Schrift, den er mit Hilfe anderer Begriffe wie dem der Spur oder dem der différance zu charakterisieren versucht. Mit der Schrift hat Austin sich nicht beschäftigt. Daß er noch in einer Fußnote zur Neunten Vorlesung von *How to Do Things with Words* sagt: „Der Einfachheit zuliebe beschränken wir uns weiterhin auf gesprochene Äußerungen.“⁶⁵, dies hält Derrida offenbar für unverzeihlich bzw. für zumindest provokant. Ein Indiz dafür, daß es sich so verhält, ist, daß er Austrins Bemerkung seiner Abhandlung „Signatur Ereignis Kontext“ als Motto voranstellt.

62 Ebd., 111.

63 Ebd. (Übersetzung leicht abgeändert.)

64 Ebd., 112f.

65 John Langshaw Austin, Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words). Stuttgart 1972/1979, 130, Anm. 37.

10 Derridas Austin

Erhöhte Wachsamkeit ist geboten, wenn Derridas Stellungnahme zu Austin und dessen Version der Sprechakttheorie unter den diesem Abschnitt gegebenen Titel gestellt wird. Ob beabsichtigt oder nicht: Der Titel ist ein Zitat. Er taucht bereits in Searles 'Reply to Derrida' auf. „*Derrida's Austin*“ ist der Titel des zweiten Abschnitts der *Reply*.¹ Dieser Titel soll hier weiterverwendet werden. Doch soll damit keine Vorentscheidung über die Debatte gefällt werden, die sich im Anschluß an Derridas Austin-Kritik zwischen Searle und Derrida entsponnen hat.

Eines aber kann schon an dieser Stelle gesagt werden: Die Kritik Derridas an Austin ist nicht immanent. Sie besteht in erster Linie darin, daß er Gegebenheiten benennt, von denen er dann sagt, Austin habe sie nicht berücksichtigt. Ob es aber Austins Aufgabe gewesen wäre, beispielsweise die der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens innewohnende Konventionalität zu beachten, steht auf einem anderen Blatt.

Der Aufsatz, in dem Derrida zu Austins Version der Sprechakttheorie Stellung nimmt, trägt den Titel „*Signatur Ereignis Kontext*“ (im Folgenden, dem französischen Original entsprechend, = *Sec*). Derridas Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, der, 1971 gehalten, „sich an eine Zuhörerschaft prominenter Spezialisten der ‚Philosophie französischer Sprache‘ (Kongreß in Montreal)“² gerichtet hat. Diesen Spezialisten konnte die Entzifferung der Über-

1 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 136.

2 Ebd., 132.

schrift des dritten Abschnitts von *Sec* zugemutet werden, in dem Derrida auf Austins Theorie zu sprechen kommt. Die Überschrift dieses dritten Abschnitts lautet: „*Die Parasiten. Iter, von der Schrift: daß sie vielleicht nicht existiert*“³.

In „Limited Inc a b c …“ ist Derrida so freundlich, diesen Titel zu erläutern. Der zweite Teil der Überschrift, der mit ‚Iter‘ beginnende, ist eine Art Zitat: Er wiederholt und modifiziert zugleich, er ist dasselbe wie das, was er wiederholt, und doch etwas anderes. Dieses Zugleich desselben und eines anderen gilt es zu beachten. Der mit ‚Iter‘ beginnende Teil der Überschrift des dritten Abschnitts von *Sec* ist ein Zitat, ein Zitat „des Titels der Fünften der *Metaphysischen Meditationen über die Erste Philosophie* von René Descartes.“⁴ Bei Descartes heißt es „*et iterum de Deo, quod existat*“ (zu Deutsch „und nochmals von Gott, daß er existiert“⁵). Es kann hier noch weniger als bei Derrida darum gehen zu erörtern, „warum Descartes es für notwendig hielt, ein zweites Mal die Existenz Gottes zu demonstrieren, wo doch der Nachweis gemäß der Ordnung der Gründe seit der Dritten der *Meditationen* für erbracht gehalten wurde.“⁶ Festzuhalten aber ist zunächst die Differenz: daß Descartes von Gott sagt, daß er existiert – während Derrida hinsichtlich der Schrift in Erwägung zieht, daß sie vielleicht *nicht* existiert. Das ‚vielleicht‘ soll nicht so verstanden werden, als setze es „die Stellung der Schrift der Gottes entgegen“⁷; aber:

„Indem es die Existenz der Schrift im Unentscheidbaren beläßt, markiert das ‚vielleicht‘, daß die ‚Möglichkeit‘ des Graphematischen die Schrift (und den Rest) der Autorität des ontologischen Diskurses, der Alternative von Existenz oder Nicht-Existenz entzieht, die immer einen einfachen und entscheidbaren Diskurs über die Anwesenheit und/oder Abwesenheit voraussetzt. Die *restance* [die Übriggebliebenheit] der Spur ist weder Anwesenheit noch Abwesenheit. Sie entgeht der Vereinnah-

3 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 15-45, hier: 32.

4 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c …“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 132.

5 Vgl. ebd., 133.

6 Ebd.

7 Ebd., 134.

mung jedes onto-theologischen Diskurses, selbst wenn sie ihn zuweilen ermöglicht.“⁸

Die Logik eines *tertium non datur* hinsichtlich der Alternative Anwesenheit/Abwesenheit ist durch die ‚restance‘ der Spur außer Kraft gesetzt. Die ‚Möglichkeit‘ des Graphematischen entzieht die Schrift einer solchen (zweiwertigen) Logik.

Was aber bedeutet es, wenn in dem bei Derrida vorkommenden Descartes-Zitat von der Schrift anstelle von Gott gesprochen wird? Derrida sagt: „Indem es ‚über die Schrift‘ an die Stelle von ‚Gott‘ gesetzt hat, hat *Sec* nicht nur ein Wort durch ein anderes, einen Sinn oder ein Seiendes in ihrer jeweiligen Endlichkeit durch ein anderes ersetzt, das ihm entsprechen würde (oder nicht): *Sec* benennt die Schrift an diesem Ort, wo die Iterierbarkeit des Beweises (der Existenz Gottes) *Schrift macht*, schreiben macht“⁹. Das heißt: Der Beweis der Existenz Gottes, der bei Descartes schon in dessen Dritter Meditation erbracht worden ist, erweist sich am Anfang der Fünften Meditation, also in dem Moment, wo er erneut erfolgen soll, als wiederholbar, iterierbar. Diese Iterierbarkeit aber ‚macht schreiben‘, ist konstitutiv für Schrift, ermöglicht diese gewissermaßen. Wäre die Iterierbarkeit *nicht* gegeben: Gäbe es die Möglichkeit der Wiederholung *nicht*, dann gäbe es auch nichts, das schreiben machen würde. *Sec* benennt die Schrift an dem Ort, wo die Iterierbarkeit des Beweises Schrift macht.

Die in *Sec* oberhalb des Abschnitts, in dem Derrida auf Austin zu sprechen kommt, auftauchende Überschrift hat, wie wir gesehen haben, noch einen anderen (sogar vorangehenden, ersten) Teil: ‚Die Parasiten‘. Diesen Teil der Überschrift erläutert Derrida so:

„Was die Funktion des Wortes ‚Parasiten‘ (im Plural) betrifft, wie auch im anderen Titel, ‚Signaturen‘ [dem vierten Teil von *Sec*], intituliert sie *gleichzeitig* (und parasitiert sich damit schon in ihrem Funktionieren) die Parasiten im allgemeinen (Sprachphänomene, die in diesem Kapitel von *Sec* und in der austinschen Literatur behandelt werden) *und* was unmittelbar im Titel folgt, nämlich ein Beispiel, eine sich ereignende Parasitierung eines Titels durch einen anderen (der dadurch nicht mehr ganz ein Titel ist), die Parasitierung des berühmten, René Descartes entlehnten

8 Ebd.

9 Ebd., 133.

Titels, der sich bereits selbst parasitiert hatte, wie man soeben gesehen hat.“¹⁰

Der erste Teil der Überschrift des Austin gewidmeten Teils von *Sec* weist zum einen auf die von Austin selbst ins Spiel gebrachte Thematisierung parasitärer Erscheinungen hin; zugleich verweist dieser Teil des Titels auf das Zitat des Descartes-Titels und dessen Modifikation, worin Derrida ein weiteres Beispiel für ein parasitäres Vorgehen erblickt, so wie er ein solches parasitäres Vorgehen auch schon dem Umstand zuschreibt, daß Descartes die Existenz Gottes ein zweites Mal demonstriert hat.

Worin aber besteht Derridas Stellungnahme zu Austin, wird man (vielleicht etwas ungeduldig) fragen. „Signatur Ereignis Kontext“ (= *Sec*) hat, von einleitenden Bemerkungen ohne eigene Überschrift abgesehen, drei Abschnitte (also insgesamt vier). Der zweite Teil trägt die Überschrift „Schrift und Telekommunikation“, der vierte lautet „Signaturen“. Der dritte Teil, dessen Überschrift wir bereits kennengelernt haben, ist ebenso wie der vierte Austin gewidmet.

Worin besteht die Einlassung Derridas auf Austins Theorie der performativen Äußerungen, auf das von diesem entdeckte Phänomen? Nun, Derrida hebt zunächst als Verdienst Austins hervor, daß er „den Kommunikationsbegriff als rein semiotischen, sprachlichen oder symbolischen Begriff gesprengt hat. Der Performativ ist eine ‚Kommunikation‘, die sich nicht wesensmäßig darauf beschränkt, einen semantischen Inhalt zu transportieren“¹¹. Einer der Gründe dafür: „Austins Auffassung von Illokution und Perlokution bezeichnet nicht den Transport oder den Übergang eines Sinninhalts, sondern gewissermaßen die Kommunikation einer ursprünglichen (in einer *allgemeinen Handlungstheorie* zu definierenden) Bewegung, einen Vorgang und die Erzeugung einer Wirkung.“¹² Mitteilen z. B. hieße, „eine Kraft durch einen Impuls eines Zeichens [*marque*] zu kommunizieren.“¹³ Ein weiterer Grund für die Sprengwirkung von Austins Entdeckung: Ein Performativ

10 Ebd., 134.

11 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, Limited Inc. Wien 2001, 15-45, hier: 34.

12 Ebd., 33.

13 Ebd.

„beschreibt nicht etwas, das außerhalb oder vor der Sprache [*language*] existiert. Es produziert oder transformiert eine Situation, es wirkt“¹⁴. Ein dritter Grund für das in Derridas Augen bestehende Verdienst von Austins Entdeckung: „Austin mußte die Analyse des Performativs der Autorität des *Wahrheitswertes*, der Opposition wahr/falsch, zumindest in ihrer klassischen Form, entziehen und sie mitunter durch den Wert der Kraft, des Kraftunterschiedes (*illocutionary* oder *perlocutionary force*) ersetzen. (Das ist es, was mir in diesem durchaus nietzscheanischen Denken auf Nietzsche hinzudeuten scheint [...].)“¹⁵ Die von Austin ins Leben gerufene Kommunikationskategorie des Performativs ist „verhältnismäßig originell“¹⁶, sie hat jedoch, sagt Derrida, und dies ist sein Hauptvorwurf, etwas unberücksichtigt gelassen: „Austin hat nicht berücksichtigt, was in der Struktur der *Lokution* (daher vor jeder illokutionären oder perlokutionären Bestimmung) bereits dieses System von Prädikaten in sich birgt, die ich *allgemein graphematisch* nenne“¹⁷. Wie ist dieser Vorwurf zu verstehen?

Um den Sinn dieses Vorwurfs zu erläutern, muß der zweite Abschnitt von „Signatur Ereignis Kontext“ herangezogen werden, in dem es, laut Überschrift, um den Zusammenhang von „Schrift und Telekommunikation“ geht. Schrift, das ist es, was darin, vereinfacht gesagt, aufgezeigt wird, benötigt keinen Kontext. Schrift funktioniert in Abwesenheit des Senders, in Abwesenheit des Empfängers, unter Absehung vom Signifikat, unter Absehung vom Referenten, unter Absehung von jeder bedeutungsverleihenden Intention. Ein geschriebenes Zeichen, betont Derrida, enthält „eine Kraft zum Bruch mit seinem Kontext, das heißt mit der Gesamtheit der Anwesenheiten, die den Moment seiner Einschreibung organisieren.“¹⁸ „Die Abwesenheit des Senders, des Empfängers, vom Zeichen [*marque*], das er hinterläßt, das sich von ihm ablöst und über seine Gegenwart hinaus und jenseits der gegenwärtigen Aktualität seines Sagen-Wollens, ja sogar über sein Leben hinaus weiterwirkt, diese Abwesenheit, die dennoch zur

14 Ebd.

15 Ebd., 33f.

16 Ebd., 33.

17 Ebd., 34.

18 Ebd., 27.

Struktur jeder Schrift [...] gehört“¹⁹, sie ist das, um dessen Hervorhebung Derrida bemüht ist.

Die Thematisierung des Umstands, daß ein geschriebenes Zeichen normalerweise in Abwesenheit des Empfängers vorgebracht wird, mag trivial erscheinen; für das Funktionieren von Schrift ist dieser Umstand aber konstitutiv. „Schriftliche Kommunikation“ muß

„lesbar bleiben, trotz des völligen Verschwindens jedes Empfängers, der im allgemeinen bestimmt wird, damit sie ihre Funktion als Schrift, das heißt ihre Lesbarkeit erfüllt. Sie muß wiederholbar – iterierbar – sein in absoluter Abwesenheit des Empfängers oder der Gesamtheit der empirisch bestimmbarer Empfänger. Diese Iterabilität – (*iter*, nochmals, kommt von *itara, anders* im Sanskrit, und alles Folgende kann als Ausbeutung dieser Logik gelesen werden, die die Wiederholung mit der Andersheit verknüpft) strukturiert das Zeichen [*marque*] der Schrift selbst, übrigens ganz gleich, um welchen Schrifttypus es sich auch handeln mag (den piktographischen, hieroglyphischen, ideographischen, phonetischen oder alphabetischen, um sich dieser alten Kategorien zu bedienen). Eine Schrift, die nicht über den Tod des Empfängers hinaus strukturell lesbar – iterierbar – wäre, wäre keine Schrift.“²⁰

Es geht aber nicht nur um den Empfänger. „Was für den Empfänger gilt, gilt aus denselben Gründen auch für den Sender oder Produzenten. Schreiben ist das Produzieren eines Zeichens [*marque*], das eine Art Maschine darstellt, die ihrerseits produktiv ist und die durch mein zukünftiges Verschwinden prinzipiell nicht daran gehindert werden wird, zu funktionieren und sich lesen und umschreiben zu lassen.“²¹

Schrift funktioniert jedoch nicht nur in Abwesenheit von Sender und Empfänger. Wiederholbar, iterierbar ist eine signifikante Form auch in Abwesenheit ihres Referenten (Bezugsgegenstands). Auch wenn mein Gesprächspartner den Himmel aktuell nicht sehen kann, kann ihm meine Aussage ‚Der Himmel ist blau‘ verständlich sein.²²

19 Ebd., 21.

20 Ebd., 24.

21 Ebd., 25.

22 Vgl. ebd., 29.

Iterierbar ist eine signifikante Form zudem „auch in Abwesenheit eines bestimmten Signifikats oder der aktuellen Bedeutungsintention [*intention de signification*], wie jeder anwesenden Kommunikationsintention.“²³ Was den ersten Punkt, die Abwesenheit eines bestimmten Signifikats, anbelangt, so macht Derrida geltend: daß ein Zeichen immer noch Schrift ist, „insofern es in seiner Identität als Zeichen [*marque*] durch einen Code geregelt – wäre er auch unbekannt und nicht sprachlich – durch seine Iterabilität auch in Abwesenheit von diesem oder jenem, im Grenzfall also von jeglichem empirisch bestimmten ‚Subjekt‘ konstituiert ist. Dies impliziert, daß es keinen Code gibt – Organon der Iterabilität –, der strukturell geheim wäre.“²⁴ Es gibt Geheimcodes, doch es gibt keinen strukturell geheimen, prinzipiell unentzifferbaren Code.

Den zweiten Punkt, die Abwesenheit einer aktuellen Bedeutungsintention, verdeutlicht Derrida, im Rückgriff auf Husserl²⁵, unter Bezugnahme auf „das Phänomen der *Krise des Sinns*.“²⁶ „Ich kann Symbole handhaben, ohne sie aktiv und aktuell mit Aufmerksamkeit und Bedeutungsintention [*intention de signification*] zu beseelen“²⁷ (erste Stufe der Krise des Sinns). Dies hindert das Zeichen nicht daran, zu funktionieren. „Die Krise oder Leere des mathematischen Sinns beschränkt den technischen Fortschritt nicht (die Intervention der Schrift ist hier entscheidend, wie Husserl selbst [...] anmerkt).“²⁸ Ich kann eine *widersinnige* Bemerkung machen (zweite Stufe der Krise des Sinns), kann von einem quadratischen Kreis sprechen. „Quadratischer Kreis‘ markiert zwar die Abwesenheit des Referenten, auch die Abwesenheit eines gewissen Signifikats, aber nicht die Abwesenheit von Sinn.“²⁹ Ich kann schließlich eine *unsinnige* (sinnlose) Bemerkung machen (dritte Stufe der Krise des Sinns): Ich kann so etwas sagen wie

23 Ebd., 29.

24 Ebd., 25.

25 Vgl. Edmund Husserl, Logische Untersuchungen. Zweiter Band: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis. Tübingen 1901/51968, 54 und 236.

26 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, Limited Inc. Wien 2001, 15-45, hier: 30.

27 Ebd.

28 Ebd.

29 Ebd.

,Das Grün ist oder‘. Aber auch das „bedeutet [signifie] immer noch: *Beispiel für Ungrammatikalität*.“³⁰ Auch eine ‚unsinnige‘ Bemerkung (dieser Art) kann in einem bestimmten Kontext als signifikantes Zeichen funktionieren.³¹

All die erwähnten Aspekte des Kontextes sind für das Funktionieren der Schrift nicht konstitutiv. Aufgrund dieses Befundes gelangt Derrida zu einer auch die gesprochene Sprache miteinbeziehenden Verallgemeinerung, wenn er sagt:

„Diese strukturelle Möglichkeit, des Referenten oder des Signifikats (und somit auch der Kommunikation und ihres Kontextes) beraubt zu werden, macht, wie mir scheint, jedes Zeichen [*marque*], auch ein mündliches, ganz allgemein zu einem Graphem, das heißt [...] zur nicht-anwesenden *restance* [Übriggebliebenheit] eines differentiellen Zeichens [*marque différentielle*], das von seiner vorgeblichen ‚Produktion‘ oder seinem Ursprung abgeschnitten ist.“³²

Womit man nach Derrida bei Zeichen grundsätzlich rechnen muß, das ist die

„Möglichkeit des Herausnehmens und des zitathaften Aufpropfens, die zur Struktur jedes gesprochenen oder geschriebenen Zeichens [*marque*] gehört, und die noch vor und außerhalb jeglichen Horizonts semiolinguistischer Kommunikation jedes Zeichen [*marque*] als Schrift konstituiert; als Schrift, das heißt als Möglichkeit des Funktionierens, das an einem gewissen Punkt von seinem ‚ursprünglichen‘ Sagen-Wollen, und seiner Zugehörigkeit zu einem sättigbaren und zwingenden Kontext getrennt wurde. Jedes Zeichen [*signe*], sprachlich oder nicht, gesprochen oder geschrieben (im geläufigen Sinn dieser Opposition), als kleine oder große Einheit, kann *zitiert* – in Anführungszeichen gesetzt – werden; von dort aus kann es mit jedem gegebenen Kontext brechen und auf absolut nicht sättigbare Weise unendlich viele neue Kontexte erzeugen.“³³

Im zweiten Abschnitt von *Sec* macht Derrida also vor allem auf die folgenden drei Sachverhalte aufmerksam. Erstens: Um ihre Funktion erfüllen zu können, muß Schrift *iterierbar* sein. Eine

30 Ebd., 32.

31 Vgl. ebd., 31.

32 Ebd., 29.

33 Ebd., 32.

Schrift, die nicht iterierbar wäre, wäre keine Schrift. Zweitens: Die Möglichkeit, sämtlicher Aspekte des Kontextes beraubt zu werden, macht jedes Zeichen, auch ein mündliches, zu einem *Graphem* (in dem verallgemeinerten Sinn, den Derrida diesem Begriff gibt). Drittens: Für jedes Zeichen gilt, daß es *zitiert* und dadurch in neue Kontexte hineingestellt werden kann.

Dies alles steht hinter dem an Austin gerichteten Vorwurf, er habe nicht berücksichtigt, was in der Struktur der Lokution das System von Prädikaten in sich berge, die Derrida ‚allgemein graphematisch‘ nennt. Laut Derrida ist jedes Zeichen ein Graphem, das heißt Schrift in einem verallgemeinerten, abstrakten Sinn, und zwar insofern, als es sämtlicher Aspekte des Kontextes beraubt werden kann; als Schrift kann ein Zeichen auch unter solchen depravierten Umständen noch funktionieren. In Austins Analysen spielt der Kontext nun aber eine essentielle Rolle. Derrida empfindet als Problem, daß Austin gerade auf diejenigen Aspekte des Kontextes abhebt, von denen Derrida gezeigt hat, daß sie entfallen können, ohne das Zeichen seiner Funktion, *lesbar*, *entzifferbar* zu sein, zu berauben. Derrida beobachtet, „daß Austins Analysen ständig einen Wert von *Kontext* verlangen“³⁴. Austin spricht gewissermaßen vom ‚totalen Kontext‘. Er sagt: “The total speech act in the total speech situation is the *only actual* phenomenon which, in the last resort, we are engaged in elucidating.”³⁵

In Art und Umfang der bei Austin zu beobachtenden Kontext-Berücksichtigung erblickt Derrida das folgende Problem: „Eines dieser wesentlichen Elemente – und nicht nur eines unter anderen – bleibt klassischerweise das Bewußtsein, die bewußte Anwesenheit der Intention des sprechenden Subjektes in der Totalität seines lokutionären Aktes. Dadurch wird die performative Kommunikation wieder Kommunikation eines intentionalen Sinns“³⁶, verliert also wieder die Eigenschaft, die Derrida an Austins Kommunikationsbegriff zuvor lobend hervorgehoben hat, als er sagt: „Der Performativ ist eine ‚Kommunikation‘, die sich nicht wesensmäßig darauf beschränkt, einen semantischen Inhalt zu transportieren“³⁷.

34 Ebd., 34.

35 J. L. Austin, How to Do Things with Words. Oxford 1962/21975, 148.

36 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, Limited Inc. Wien 2001, 15-45, hier: 34.

37 Ebd.

Ein weiteres Problem für Austins Konzeption aus der Sicht Derridas: „Diese bewußte Anwesenheit der Sprechenden oder Empfangenden, die am Vollzug eines Performativs teilhaben, ihre bewußte und intentionale Anwesenheit während des gesamten Vorgangs impliziert teleologisch, daß der präsenten Totalisierung kein Rest entgeht.“³⁸

Mit der Inanspruchnahme des Kontextes soll noch ein weiteres Problem zusammenhängen. Derrida moniert, daß Austin mit dem ersten der von ihm unterschiedenen sechs Arten von Unglücksfällen: mit dem Hinweis darauf, daß es für performativ Äußerungen ein konventionelles Verfahren geben muß, auf das sich der Sprecher beziehen kann, „nur die Konventionalität zu betrachten scheint, die den *Umstand* der Aussage, ihre kontextuelle Umgebung, bildet und nicht eine gewisse Konventionalität[,] die dem innenwohnt, was die Lokution selbst konstituiert, all das, was man kurz unter dem problematischen Titel der ‚Arbitrarität des Zeichens‘ zusammenfassen wird“³⁹. Die Konvention, die es Austin zufolge geben muß, damit der Vollzug einer performativen Äußerungen gelingen kann, unterscheidet sich in der Tat von derjenigen Konventionalität, die laut de Saussure die beiden Seiten des sprachlichen Zeichens zueinander in Beziehung setzt. Die eine Art von Konvention schließt die andere aber nicht aus. Insofern greift Derridas Einwand nicht.

Ein anderes Problem, das Derrida in Austins Ausführungen enthalten sieht: „Austin fragt sich nicht, welche Konsequenzen sich aus der Tatsache ergeben, daß ein Mögliches – ein mögliches Risiko – *immer* möglich und gewissermaßen immer eine notwendige Möglichkeit ist.“⁴⁰ ‚Möglichkeit‘ und ‚Notwendigkeit‘ sind Modalbegriffe. Die ‚notwendige Möglichkeit‘, von der Derrida hier spricht und die er bei Austin nicht berücksichtigt sieht, ist eine modale Modalität. Eine andere Form von modaler Modalität zeigt sich bei Derrida in dem Moment, in dem er auf *Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen*⁴¹ zu sprechen kommt. Dort versucht er zu zeigen, „inwiefern die Unmöglichkeit,

38 Ebd., 34f.

39 Ebd., 36.

40 Ebd.

41 Jacques Derrida, Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen. Berlin 2003.

eine gewisse Unmöglichkeit, vom Ereignis zu sprechen, oder eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen, uns dazu zwingt, nicht nur das ‚Sprechen‘ und das ‚Ereignis‘, sondern auch das, was das Wört ‚möglich‘ in der Geschichte der Philosophie besagt, anders zu denken.“⁴²

Derrida nimmt auch Stellung zu der Tatsache, daß Austin in der Zweiten Vorlesung seiner Vorlesungsreihe zweimal einer allgemeinere Theorie anspricht, aber beide Male zurückweist: daß er im Rahmen seiner Vorlesungsreihe also weder eine allgemeine Handlungstheorie noch eine allgemeine Theorie der Äußerung aufzustellen beabsichtigt. Die erste dieser beiden ‚Ausschließungen‘ einer allgemeineren Theorie wird bei Derrida lediglich mit erwähnt; die andere nimmt er aufs Korn. Derrida sagt: „Der zweite Akt dieser Ausschließung betrifft direkter unsere Ausführungen. Es geht eben um die Möglichkeit jeder performativen Äußerung (und *a priori* jeder anderen), ‚zitiert‘ zu werden. Nun schließt Austin diese Eventualität [...] aus. Er besteht auf der Tatsache, daß diese Möglichkeit *abnormal, parasitär* bleibt.“⁴³ Denn „wie Saussures Ausschließung der Schrift ist auch Austins Ausschließung des Parasitären nicht einfach ein Irrtum, der hätte vermieden werden können. Sie ist strategischer Bestandteil seines Unternehmens.“⁴⁴ Dem hält Derrida die Frage entgegen: „Könnte eine performative Äußerung gelingen, wenn ihre Formulierung nicht eine ‚codierte‘ oder iterierbare Aussage wiederholen würde, mit anderen Worten[,] wenn die Formel, die ich ausspreche, um eine Sitzung zu eröffnen, ein Schiff oder eine Ehe vom Stapel laufen zu lassen, nicht als einem iterierbaren Muster *konform* identifizierbar wäre, wenn sie also nicht in gewisser Weise als ‚Zitat‘ identifiziert werden könnte?“⁴⁵ Die Möglichkeit, sie zu wiederholen, sie zu reproduzieren, gehört laut Derrida zur Standardstruktur einer performativen Äußerung. „Diese Möglichkeit ist Teil des vorgeblichen ‚standard case‘. Sie gehört in wesentlicher, inne-

42 Ebd., 16.

43 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, Limited Inc. Wien 2001, 15-45, hier: 37.

44 Jonathan Culler, Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek bei Hamburg 1988, 134.

45 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, Limited Inc. Wien 2001, 15-45, hier: 40.

rer, permanenter Art dazu“⁴⁶. „Da jede ernsthafte performative Äußerung auf verschiedene Arten reproduziert werden kann und selbst die Wiederholung einer konventionellen Prozedur ist, kann die Möglichkeit der Wiederholung nicht etwas Äußerliches sein, das die performative Äußerung heimsucht.“⁴⁷

Hinsichtlich der Zitathäufigkeit, die hier in Erwägung gezogen ist, muß nicht angenommen werden, sie sei von genau derselben Art wie die bei Austin gemeinte, wenn er sagt: „In einer ganz besonderen Weise sind performative Äußerungen hohl und nichtig, wenn sie von einem Schauspieler auf der Bühne gesprochen werden oder wenn sie ein einem Gedicht vorkommen“⁴⁸ etc.; doch wenn die grundsätzliche Iterabilität jeder Äußerung zugestanden wird, dann können ‚unernste‘ Äußerungen „von der gewöhnlichen Sprache [langage] nicht mehr ausgeschlossen werden, wie Austin es wünschte.“⁴⁹

Die Iterabilität wirkt sich auch auf die Rolle aus, die der Intention des Sprechers zuzuschreiben ist. Wenn die „Iterationsstruktur gegeben ist, wird die Intention, die die Äußerung beseelt, niemals sich selbst und ihrem Inhalt durch und durch präsent sein. Die Iteration, die sie *a priori* strukturiert, bringt eine wesentliche Dehiszenz und einen wesentlichen Bruch in sie hinein.“⁵⁰ Dies wiederum wirkt sich negativ auf die Bestimmbarkeit des Kontextes aus: „Damit sich ein Kontext, in dem von Austin geforderten Sinn, erschöpfend bestimmen läßt, müßte die bewußte Intention sich selbst und anderen vollkommen gegenwärtig und aktuell transparent sein, da sie ein bestimmender Brennpunkt des Kontextes ist.“⁵¹ Diese Annahme aber hält Derrida für ein Trugbild.

Im vierten Abschnitt von *Sec* erläutert Derrida das, was ihm mit seiner kritischen Stellungnahme zu Austin vorschwebt, anhand der Signatur, der Unterschrift, die, wenn sie geleistet wird,

46 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 142.

47 Jonathan Culler, *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek bei Hamburg 1988, 134.

48 John L. Austin. *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/1979, 43.

49 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 15-45, hier: 40f.

50 Ebd., 40.

51 Ebd., 41.

auch (so etwas wie) einen performativen Akt darstellt, allerdings einen schriftlichen! Auch mit Bezug auf die Signatur besteht Derrida auf der konstitutiven Funktion der Iterabilität. Er sagt:

„Die Wirkungen der Signatur sind die alltäglichste Sache der Welt. Aber die Möglichkeitsbedingung dieser Wirkungen ist gleichzeitig, wieder einmal, die Bedingung ihrer Unmöglichkeit, der Unmöglichkeit ihrer strengen Reinheit. Um zu funktionieren, das heißt um lesbar zu sein, muß eine Signatur eine wiederholbare, iterierbare, imitierbare Form haben; sie muß sich von der gegenwärtigen und einmaligen Intention ihrer Produktion loslösen können. Ihre Selbigkeit [*mèmetè*] ist es, die, indem sie ihre Identität und Einmaligkeit verändert, das Siegel spaltet.“⁵²

Auch die Signatur wird durch ihre Iterierbarkeit erst ermöglicht. Das eine Vorkommen einer Signatur muß einem anderen Vorkommen derselben Signatur hinreichend ähneln, um identifiziert werden zu können; doch das eine Vorkommen ist niemals vollkommen identisch mit einem anderen Vorkommen ein-und-derselben Signatur.

Derridas Aufsatz ist von ihm selbst unterzeichnet. Er trägt zwei Vorkommen seiner Unterschrift: eine handschriftliche und eine gedruckte Version. Dies illustriert die thematisierte Wiederholbarkeit der Signatur ebenso wie die dadurch inaugurierte Veränderung ihrer Identität und Einmaligkeit. In Klammern daneben steht eine Anmerkung, die, neben anderem, den von Derrida angenommenen Vorrang der Schrift andeutet. Es heißt: „Der – geschriebene – Text dieser – mündlichen – Mitteilung [*communication*] mußte vor der Tagung [in Montreal] an die *Association des sociétés de philosophie de langue française* geschickt werden. Eine solche Sendung mußte daher unterschrieben werden. Was ich gemacht habe und hier mache. Wo? Da. J.D.“⁵³

Wie ist Derridas Stellungnahme zu Austins Version der Sprechakttheorie einzuschätzen? Wie wirkt sie auf einen Anhänger Austins, wie auf einen Vertreter der Sprechakttheorie? Was für eine Haltung gegenüber Austin läßt Derridas Stellungnahme erkennen? Handelt es sich bei ihr um eine Kritik? Und, wenn ja: Handelt es sich um eine eher immanente oder eher um eine transzendenten Kritik?

52 Ebd., 43f.

53 Ebd., 45.

Wie eingangs angedeutet, läßt sich Derridas Vorgehen folgendermaßen charakterisieren: Er benennt Gegebenheiten, von denen er sagt, Austin habe sie nicht berücksichtigt. Austin habe z. B. bestimmte, in der Struktur der Lokution enthaltende Gegebenheiten nicht berücksichtigt, zu denen auch die der Arbitrarität des Zeichens innenwohnende Konventionalität gehört. Derrida errichtet dabei eine Art Maßstab bzw. stellt er eine These auf (die These, daß jedes Zeichen in dem Sinne ein Graphem sei, daß es auch ohne Kontext funktionieren könne), um dann zu behaupten, daß Austin auch und gerade diesem Maßstab nicht entspreche bzw. den Inhalt dieser These nicht beachtet habe. Derrida wirft Austin zudem vor, den Kontext zu beachten, während er doch selbst davon ausgeht, gezeigt zu haben, daß Zeichen auf einen Kontext prinzipiell nicht angewiesen sind, um funktionieren zu können, um lesbar zu sein. Ein weiterer Punkt, den Derrida gegenüber Austin geltend macht, besteht in dem Verhältnis zur Zitierbarkeit, einer Möglichkeit, die generell gegeben sein soll, während sie bei Austin übersehen worden sei.

Eine Kritik ist das schon. Doch wie berechtigt oder unberechtigt sie auch sein mag – den Eindruck, immanent zu sein, erweckt sie nicht. Statt dessen läßt sie Austin schlecht dastehen. Kein Wunder, daß sie bei Searle, dem Hauptvertreter der Sprechakttheorie, in Gestalt von dessen Meta-Kritik eine heftige Reaktion hervorgerufen hat.

11 Searles Derrida

Heftig hat Searle auf Derridas Austin-Kritik reagiert. Den Fehdehandschuh hat er aufgehoben. „Reiterating the Differences: A Reply to Derrida“, so lautet die Überschrift der Entgegnung Searles.¹ Wie Mark Alfino mitteilt, hat Searle es abgelehnt, den Wiederaubdruck in *Limited Inc.* zu genehmigen.² Searles „Antwort an Derrida“ mußte deshalb zusammengefaßt werden. Laut Gerald Graff, der diese Aufgabe übernommen hat, widmet sich Searles „Reply‘

„vor allem vier zusammenhängenden Aspekten der Argumentation Derridas in ‚Signatur Ereignis Kontext‘: 1) Derridas Gleichstellung des gesprochenen Diskurses mit der Schrift; 2) seinem Einspruch gegen die Ansicht, die den Sinn einer Aussage mit den Intentionen des Sprechers oder Schreibers gleichsetzt; 3) den Implikationen des Begriffs der ‚Iterabilität‘, eines Wortes, mit dem Derrida die Wiederholbarkeit derselben Ausdrücke in unterschiedlichen Kontexten bezeichnet (was für Derrida immer eine Transformation impliziert); 4) seiner Kritik von Austins Behandlungen der fiktionalen *speech acts* als ‚Parasiten‘ der nicht fiktionalen, normalen oder ‚ernsthaften‘ *speech acts*.“³

-
- 1 Vgl. John R. Searle, „Reiterating the Differences: A Reply to Derrida“. In: *Glyph* 1 (1977), 198-208.
 - 2 Vgl. Mark Alfino, „Another Look at the Derrida-Searle Debate“. In: *Philosophy and Rhetoric* 24(2), 143-152, hier: 143.
 - 3 „Reiterationen der Differenzen: Antwort an Derrida“ von John R. Searle. Zusammenfassung von Gerald Graff“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc.* Wien 2001, 47-51, hier: 47.

Wenn man es ganz genau nimmt, müßte man sagen, daß eine Vertauschung der Punkte 2) und 3) der bei Searle zu beobachtenden Reihenfolge der Themen eher gerecht würde.

Searles „Antwort an Derrida“ hat, abgesehen von zwei einleitenden Absätzen, zwei Hauptabschnitte. Der erste dieser beiden Hauptabschnitte (I) trägt die Überschrift ‚Writing, Permanence, and Iterability‘, der zweite (II) ist mit ‚Derrida’s Austin‘ überschrieben. Die Formulierung der zweiten Überschrift impliziert Kritik: Searle nämlich ist der Ansicht, daß Austin in Derridas Ausführungen nicht wiederzuerkennen sei. Searle schickt seinen Ausführungen eine generelle Bemerkung voran, in der er geltend macht, Derrida habe sich auf die für Austins Sprachtheorie zentrale These gar nicht eingelassen – eine Konfrontation zweier unterschiedlicher philosophischer Positionen habe also gar nicht stattgefunden. Searle sagt:

“IT WOULD BE a mistake, I think, to regard Derrida’s discussion of Austin as a confrontation between two prominent philosophical traditions. This is not so much because Derrida has failed to discuss the central theses in Austin’s theory of language, but rather because he has misunderstood and misstated Austin’s position at several points, as I shall attempt to show, and thus the confrontation never quite takes place.”⁴

Ad I: Im ersten Hauptabschnitt seiner Auseinandersetzung mit Derrida wirft Searle die Frage auf, was es genau sei, das die geschriebene von der gesprochenen Sprache unterscheide. Ist es (überhaupt, wirklich) die Iterabilität? Oder ist es die Abwesenheit des Empfängers? Die letztere kann für den Unterschied laut Searle nicht verantwortlich sein, denn schriftliche Kommunikation kann, wie er geltend macht, auch in Anwesenheit eines Empfängers stattfinden.⁵

Das wichtigste unterscheidende Merkmal eines geschriebenen Textes ist, so Searle, seine relative Permanenz. Searle behauptet nun, Derrida habe die Iterabilität eines Textes mit dessen Permanenz konfundiert.⁶ Und: “This confusion of permanence with ite-

4 John R. Searle, “Reiterating the Differences: A Reply to Derrida”. In: *Glyph* 1 (1977), 198-208, hier: 198.

5 Vgl. ebd., 200.

6 Vgl. ebd.

rability lies at the heart of his argument for assimilating features of the written text with features of spoken words.”⁷

In Derridas Argumentation erblickt Searle eine bestimmte Mehrdeutigkeit. Searle sieht in der Abtrennbarkeit eines Textes von seinem Verfasser und der Abtrennbarkeit der Bedeutung von dem sie tragenden Ausdruck zwei unterschiedliche Erscheinungen. Er sagt:

“The way in which a written text is weaned from its origin is quite different from the way in which any expression can be severed from its meaning through the form of ‘iterability’ that is exemplified by quotation.”⁸ Genuin graphematisch ist für Searle nur das, was einen geschriebenen Text von seinem Verfasser abzutrennen erlaubt: “The principle according to which we can wean a written text from its origin is simply that the text has a permanence that enables it to survive the death of its author, receiver, and context of production. This principle is genuinely ‘graphematic.’”⁹

Die Trennung von Ausdruck und Bedeutung ist in Searles Sicht etwas anderes. Ein Ausdruck kann dadurch von seiner Bedeutung separiert werden, daß er zitiert wird. Zitation (‘quotation’) verlagert die Aufmerksamkeit von der Bedeutung auf den Ausdruck selbst, erlaubt es, ihn unabhängig von seiner Bedeutung zu betrachten. Etwas Graphematisches aber vermag Searle in diesem Vorgang nicht zu entdecken.¹⁰

Überhaupt wirft Searle Derrida eine verfehlte Auffassung von der Zitation vor, zudem ein verfehltes Verständnis der Unterscheidung zwischen Gebrauch (‘use’) und Erwähnung (‘mention’). Das Husserl entlehnte Beispiel für eine unsinnige, sinnlose Äußerung (‘Das Grün ist oder’), mit Bezug auf welches Derrida zu zeigen versucht, daß eine Äußerung auch dann noch bedeutungsvoll ist bzw. sein kann, wenn sie unsinnig ist, wird von Searle anders eingeschätzt. Searle sagt: “The sequence ‘le vert est ou’ does not MEAN an example of ungrammaticality, it does not mean anything, rather it IS an example of ungrammaticality. The relation of meaning is not to be confused with instantiation. [...] The sequence ‘le

7 Ebd.

8 Ebd.

9 Ebd., 200f.

10 Vgl. ebd., 201.

vert est ou' can indeed be *mentioned* as an example of ungrammaticality, but to mention it is not the same as to *use* it. In this example it is not used to mean anything; indeed it is not used at all."¹¹

Der zweite Fragenkomplex, dem Searle im ersten Hauptabschnitt seiner Ausführungen zugewandt ist, bezieht sich auf die vermeintliche Tatsache, daß Schrift funktionieren kann in Abwesenheit des Senders, in Abwesenheit des intendierten Empfängers oder in Absehung vom Produktionskontext. Searle wirft die Frage auf, ob dies wirklich zeige, daß Schrift kein Träger von Intentionalität sei. Er bestreitet dies. Was die Intentionalität betrifft, so sieht er zwischen geschriebener und gesprochener Sprache keinen Unterschied. Searle sagt: "The situation as regards intentionality is exactly the same for the written word as it is for the spoken: understanding the utterance consists in recognizing the illocutionary intentions of the author and these intentions may be more or less perfectly realized by the words uttered, whether written or spoken."¹²

Ad II: Der im zweiten Hauptabschnitt erfolgenden Meta-Kritik an Derridas Austin-Kritik stellt Searle den Hinweis voran, "that I hold no brief for the details of Austin's theory of speech acts"¹³. Searle hat sich mit Austins Version der Sprechakttheorie in der Tat mehrfach kritisch auseinandergesetzt.¹⁴ Es geht ihm infolgedessen nicht darum, Austin zu verteidigen. "The problem is rather that Derrida's Austin is unrecognizable. He bears almost no relation to the original."¹⁵

Ausgelöst ist Derridas Kritik an Austin (wenn man einmal davon absieht, daß letzterer sich in seinen Untersuchungen auf die gesprochene Sprache beschränkt, was Derrida ein Dorn im Auge zu sein scheint) vornehmlich durch dessen Einschätzung des Sta-

11 Ebd., 203.

12 Ebd., 202.

13 Ebd., 204.

14 Vgl. John R. Searle, "Assertions and Aberrations". In: Bernard Williams/Alan Montefiore (eds.), British Analytical Philosophy. London 1966, 41-54; John R. Searle, "Austin on Locutionary and Illocutionary Acts". In: The Philosophical Review 77 (1968), 405-424; John R. Searle, "A Taxonomy of Illocutionary Acts". In: Keith Gunderson (ed.), Language, Knowledge, and Mind. Minneapolis 1975, 344-369.

15 John R. Searle, "Reiterating the Differences: A Reply to Derrida". In: Glyph 1 (1977), 198-208, hier: 204.

tus, der performativen Äußerungen dann zuzuschreiben ist, wenn diese auf der Bühne, in einem Gedicht oder in einem Selbstgespräch vorkommen. Austin hält solche Vorkommen performativer Äußerungen für *parasitär*. Derrida erblickt darin den Versuch, die Zitierbarkeit in Abrede zu stellen. Seine Kritik an Austin beinhaltet die Annahme, dieser würde den performativen Äußerungen die Möglichkeit absprechen, zitierbar zu sein.¹⁶ Den performativen Äußerungen diese Möglichkeit abzusprechen, dies hält Derrida für verfehlt: "According to Derrida (and contrary to what he supposes is Austin's view) a performative can succeed only if its formulation repeats a coded or iterable utterance, only if it is identifiable in some way as a citation."¹⁷ Denn: „Da jede ernsthafte performative Äußerung auf verschiedene Weise reproduziert werden kann und selbst die Wiederholung einer konventionellen Prozedur ist, kann die Möglichkeit der Wiederholung nicht etwas Äußerliches sein, das die performative Äußerung heimsucht.“¹⁸ Ganz im Gegenteil: Wie Derrida betont, wird die performative Äußerung „von Anfang an von dieser Möglichkeit strukturiert.“¹⁹

Searles Meta-Kritik an Derridas Austin-Kritik umfaßt die folgenden fünf Punkte. (1) Derrida habe den Sinn des Ausschlusses parasitärer Formen bei Austin vollkommen mißverstanden. "Derrida has completely mistaken the status of Austin's exclusion of parasitic forms of discourse from his primary investigations of speech acts."²⁰ (2) Derrida habe die Haltung Austins gegenüber dem parasitären Diskurs mißverstanden. (3) Derrida nehme fälschlicherweise an, "that by analyzing serious speech acts before considering the parasitic cases, Austin has somehow denied the very possibility that expressions can be quoted."²¹ (4) Mißverständlicherweise verknüpfte Derrida den Sinn, in dem von der Schrift gesagt werde, sie verhalte sich parasitär zur gesprochenen Sprache, mit dem Sinn, in dem vom fiktionalen Diskurs gesagt werde, er verhalte sich parasitär zum nichtfiktionalen. (5) Von der

16 Vgl. ebd., 203.

17 Ebd., 204.

18 Jonathan Culler, Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturelle Literaturtheorie. Reinbek bei Hamburg 1988, 134.

19 Ebd.

20 John R. Searle, "Reiterating the Differences: A Reply to Derrida". In: *Glyphe* 1 (1977), 198-208, hier: 204.

21 Ebd., 206.

Iterabilität sprachlicher Formen nehme Derrida mißverständlichweise an, sie widerstreite der Annahme, daß die Intention das Kernstück der Bedeutung und der Kommunikation sei. "A leitmotif of Derrida's entire discussion is the idea that somehow the iterability of linguistic forms (together with the citationality of linguistic forms and the existence of writing) militates against the idea that intention is the heart of meaning and communication, that indeed, an understanding of iteration will show the 'essential absence of intention to the actuality of the utterance'."²² Dies aber könnte nicht gezeigt werden, selbst wenn all das, was Derrida über Iterabilität gesagt habe, wahr sei.

Zur Erläuterung dieser Punkte seiner Meta-Kritik an Derridas Austin-Kritik sagt Searle folgendes:

Ad (1): Austins Ausschluß parasitärer Formen aus seiner Untersuchung der (nichtparasitären) Standardformen performativer Äußerungen sei eine bloße Forschungsstrategie gewesen. Es habe sich dabei lediglich um einen temporären Ausschluß gehandelt, keinen grundsätzlichen. Derrida aber scheine anzunehmen, "that Austin's exclusion is a matter of great moment, a source of deep metaphysical difficulties, and that the analysis of parasitic discourse might create some insuperable difficulties for the theory of speech acts."²³ Searle hält Austins Vorgehen für richtig. Wenn erst einmal eine allgemeine Theorie der Sprechakte entwickelt ist, fällt die Beschäftigung mit dem parasitären Diskurs leichter. Dies hat auch die Entwicklung der Sprechakttheorie gezeigt: Searle weist zu Recht darauf hin, daß Arbeiten in der Nachfolge Austins die Frage nach dem Status des parasitären bzw. fiktionalen Diskurses geklärt haben. Dies gilt zumindest für Searles eigenen Aufsatz zum logischen Status fiktionalen Diskurses.²⁴ Performative Äußerungen, die von einem Schauspieler auf einer Bühne getätigten werden, oder solche, die in einem Gedicht oder in einem Selbstgespräch vorkommen, sind, so Searle,

22 Ebd., 207.

23 Ebd., 205.

24 Vgl. John R. Searle, „Der logische Status fiktionalen Diskurses“. In: Ders., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M. 1982, 80-97.

"in a perfectly straightforward sense [...] 'parasitical' on the standard cases: there could not, for example, be promises made by actors in a play if there were not the possibility of promises in real life. The existence of the pretended form of the speech act is logically dependent on the possibility of the nonpretended speech act in the same way that any pretended form of behavior is dependent on nonpretended forms of behavior, and in that sense the pretended forms are *parasitical* on the non-pretended forms."²⁵

An der These vom parasitären Vorkommen performativer Äußerungen in Theateraufführungen, Gedichten und Selbstgesprächen hält Searle also fest.

Ad (2): Zur Begründung der These, Derrida habe die Haltung Austins gegenüber dem parasitären Diskurs mißverstanden, bringt Searle unter anderem, quasi in Gestalt einer bloßen Gegenbehauptung, vor, daß es einfach ein Fehler sei, wenn man behauptete, "that Austin thought parasitic discourse was not part of ordinary language."²⁶

Ad (3): In eine vergleichsweise große Verlegenheit fühlt sich Searle gebracht durch die Derrida zugeschriebene Annahme, Austin habe die Möglichkeit der Zitation in Abrede gestellt dadurch, daß er die Analyse ernsthafter Sprechakte einer Betrachtung parasitärer Fälle vorangestellt habe. Searle hält dem entgegen, das Phänomen der Zitation ('the phenomenon of citationality') dürfe mit dem parasitären Diskurs nicht gleichgesetzt werden. Dies aber scheint Derrida in Searles Sicht nicht beachtet zu haben. Searle sagt: "Derrida in this argument confuses no less than three separate and distinct phenomena: iterability, citationality, and parasitism."²⁷ Parasitäre Äußerungen jedoch seien lediglich *Beispiele* für Iterabilität. "Like all utterances, parasitic forms of utterances are instances of, though not modifications of, iterability"²⁸.

Ad (4): Gegenüber der Derrida zugeschriebenen Annahme, die geschriebene Sprache bzw. die Schrift sei in einem ähnlichen Sinn parasitär zur gesprochenen Sprache wie Fiktion parasitär sei im Hinblick auf Nichtfiktion, macht Searle geltend: "In the case of the

25 John R. Searle, "Reiterating the Differences: A Reply to Derrida". In: *Glymph 1* (1977), 198-208, hier: 205.

26 Ebd., 206.

27 Ebd.

28 Ebd.

distinction between fiction and nonfiction, the relation is one of logical dependency. One could not have the concept of fiction without the concept of serious discourse. But the dependency of writing on spoken language is a contingent fact about the history of human languages and not a logical truth about the nature of language.”²⁹ Für Searle ist also die geschriebene Sprache abhängig von der gesprochenen ebenso wie die Fiktion abhängig ist von der Nichtfiktion. Unterschiedlich ist nur die jeweilige Art der Abhängigkeit: Im ersten Fall ist sie historischer, im zweiten logischer Art.

Ad (5): Der Derrida zugeschriebenen Annahme, die Iterabilität sprachlicher Formen sei unvereinbar mit der Vorstellung, daß die Intention das Herzstück der Bedeutung und der Kommunikation sei, hält Searle, quasi als Gegenthese, entgegen: “The iterability of linguistic forms facilitates and is a necessary condition of the particular forms of intentionality that are characteristic of speech acts.”³⁰ “Iterability [...] is not as Derrida seems to think something in conflict with the intentionality of linguistic acts, spoken or written, it is the necessary presupposition of the forms which that intentionality takes.”³¹ Zwischen Iterabilität und Intentionalität gibt es laut Searle kein irgendwie geartetes Spannungsverhältnis.

Man sieht: Obwohl es Searle, worauf er selbst aufmerksam macht, keineswegs um eine bloße oder gar kritiklose Verteidigung Austins geht, verteidigt er ihn doch in mehrfacher Hinsicht gegen die Vorwürfe Derridas. Letzteres gilt vor allem für das Vorgehen Austins, für die in *How to Do Things with Words* eingeschlagene Forschungsstrategie: die Entwicklung einer allgemeinen Theorie der Sprechakte einer Befassung mit ‚parasitären‘ Vorkommen performativer Äußerungen vorzuziehen.

Was jedoch das Verhältnis der gesprochenen zur geschriebenen Sprache betrifft, so wären Searles Einlassungen möglicherweise etwas weniger traditionell ausgefallen, wenn er mehr von Derrida gelesen hätte. Searle stützt sich in seinen Derrida-kritischen Überlegungen offenbar ausschließlich auf die Lektüre von „Signature Ereignis Kontext“. Hätte er z. B. auch Derridas *Grammatologie* gelesen, wäre ihm sicherlich nicht entgangen, daß Derrida einen

29 Ebd., 207.

30 Ebd., 208.

31 Ebd.

abstrakten Begriff von Schrift entwickelt und zum Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzungen gemacht hat, auch und vor allem derjenigen mit Austin.

Eine weitere Schwäche Searles benennt Richard Rorty, der sagt: "The weakness of Searle's treatment of Derrida is that he thinks of him as doing amateurish philosophy of language rather than asking metaphysical questions about the value of such philosophy."³²

32 Richard Rorty, "Deconstruction and Circumvention". In: Ders., Essays on Heidegger and others. Philosophical papers. Volume 2. Cambridge 1991, 85-106, hier: 94, Anm. 12.

12 Derridas Searle

Dagmar Searle, die Gattin von John R. Searle, ist diejenige Person, der fast alle seine Bücher gewidmet sind. Ausnahmen gibt es nur zwei: Die Aufsatzsammlung *Consciousness and Language* trägt die Widmung ‚For Grace‘; die in *Expression and Meaning* enthaltenen Aufsätze sind versammelt ‚For Thomas and Mark‘. Doch hier heißt es in der Danksagung: ‚Most of all I wish to thank my wife, Dagmar Searle, for her constant help and advice.‘¹ Diese Bemerkung findet sich auch in den Danksagungen zu *Intentionality* und *The Rediscovery of the Mind*, im letzteren Fall ergänzt um einen Hinweis, in dem Searle den sowohl gedanklichen als auch motivationalen Einfluß seiner Frau hervorhebt, wenn er sagt: ‚As always, she has been my greatest intellectual influence and my strongest source of encouragement and inspiration. It is to her that this book is dedicated.‘²

Daß Autoren und Autorinnen ihre Bücher ihren jeweiligen Ehegatten widmen, ist alles andere als ungewöhnlich. Und wenn sie sich bei ihnen für Unterstützungen, Entlastungen, Ratschläge und sonstige Hilfen bedanken, dann ist auch das alles andere als ungewöhnlich. Bei Searle jedenfalls ist es durchgängige Praxis. Widmungen und Danksagungen machen deutlich, daß Autoren von Büchern wie auch Verfasser von Aufsätzen in der Regel in einem sozialen Umfeld leben, aus dem heraus sie Hilfen erhalten,

-
- 1 John R. Searle, *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge 1979, vi.
 - 2 John R. Searle, *The Rediscovery of the Mind*. Cambridge, Mass. 1992, x.

die gedanklicher und/oder motivationaler Art sind, die aber auch einfach in einer arbeitsteiligen Freistellung bestehen können. Daß Autoren vollkommen autonom sind und ohne die geringste Unterstützung, und sei es von einer sogenannten Schreibkraft, arbeiten, ist selten der Fall. Dies alles aber ist trivial und so gut wie jedem bekannt. Derrida jedoch macht es zum Thema.

Searles "Reiterating the Differences: A Reply to Derrida" ist 1997 in Band 1 der Zeitschrift *Glyph* erschienen. „Ich bekam das Manuskript kurz vor Weihnachten 1976“, heißt es bei Derrida.³ „Oben links, oberhalb des Titels, las ich dies [...] ,Copyright © by John R. Searle'. [...] Handschriftlich oberhalb des © das Datum hinzugefügt: 1977.“⁴

Derrida fragt nach dem Sinn dieser Copyright-Angabe:

„Unterschreibt‘ John R. Searle seine Entgegnung? Macht er von seinem Recht auf Erwiderung Gebrauch? Von seinem Recht als Autor? Aber was läßt ihn denn fürchten [*redouter*], daß man daran zweifelt [*doute*], daß man versucht, ihn zu bestehlen, daß man dieses Sujet mißversteht, daß man sich seine Originalproduktion aneignet? Wie wäre dies möglich? Ist so etwas denn zu enteignen? Übertragbar? Wer würde daran denken, gegenzuzeichnen [*contresigner*] oder seine Signatur zu imitieren?“⁵

Ein Problem stellt die problematisierte Copyright-Angabe Searles aus der Sicht Derridas vor allem wegen des folgenden Hinweises dar: "*I am indebted to H. Dreyfus and D. Searle for discussion of these matters.*" [„Ich stehe für die Diskussion dieser Angelegenheiten in der Schuld von H. Dreyfus und D. Searle.“] Das ist die erste Fußnote der *Reply*.⁶ Searle dankt also auch hier seiner Frau Dagmar, zudem Hubert Dreyfus, dem in Berkeley lehrenden Phänomenologen, der als einer der ersten Kritiker der Künstliche-Intelligenz-Forschung hervorgetreten ist.⁷ Das Problem, das sich aus Derridas Sicht hier stellt, ergibt sich aus der Selbstzuschreibung des Copy-

3 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 54.

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Ebd., 56.

7 Vgl. Hubert L. Dreyfus, *Die Grenzen der Künstlichen Intelligenz. Was Computer nicht können*. Königstein/Ts. 1985.

right-Hinweises: Wie kann Searle für sich (allein) das Copyright beanspruchen, wo er sich doch mit seiner Frau und Hubert Dreyfus beraten hat? Welcher Anteil an dem in der ‚Reply to Derrida‘ enthaltenen Gedankengut gebührt wem? Welchen Anteil an dem unter Searles Namen präsentierten Gedankengut hat Searle selbst, welchen seine Frau, welchen Anteil hat Dreyfus? Derrida stellt fest: „Wenn John R. Searle wegen dieser ganzen Diskussion in der Schuld von D. Searle steht, dann müßte das ‚wahre‘ Copyright einem gespaltenen, vervielfachten, konjugierten/vereinigten [conjugé], (auf-) geteilten Searle zukommen“⁸. Und es wird, fährt Derrida fort, „noch komplizierter, wenn auch meinem alten Freund H. Dreyfus die Schuld gebührt, mit dem ich selbst gearbeitet, diskutiert und Gedanken ausgetauscht habe, sodaß, wenn die Searles mich durch ihn ‚gelesen‘, ‚verstanden‘ und mir ‚widersprochen‘ haben, auch ich auf irgendeine ‚Aktie‘ oder ‚Obligation‘, wenn nicht sogar irgendeine ‚Holding‘ in der Gesellschaft dieses ‚Copyrights‘ Anspruch erheben kann.“⁹

Was die Urheberrechte an der ‚Reply‘ anbelangt, so spricht Derrida von einer ‚Holding‘, die diese Rechte innezuhaben scheint. Drei Autoren sind ausgemacht: Außer John R. und D. Searle gehört auch H. Dreyfus dazu. Derrida spricht in der Folge dann aber von „drei + n Autoren“¹⁰, denn zumindest sich selbst rechnet er auch dazu. Mit Blick auf seine Diskussionen mit Hubert Dreyfus sagt er dies *expressis verbis*: „Ich‘ beanspruche daher auch das Copyright der *Reply*.“¹¹ Was die Autorschaft an der ‚Reply‘ betrifft, so beansprucht Derrida also allen Ernstes, mit im Boot zu sein. Und auch die Rede von der (Aktien-)Holding nimmt er durchaus ernst.

Etwas später fragt er sich:

„Warum habe ich gesagt ‚eine mehr oder weniger anonyme Gesellschaft‘? Der Ausdruck ‚drei + n Autoren‘ erscheint mir rigoroser [...] bei der Schwierigkeit, die ich habe, den sicheren Ursprung, den wahren Verantwortlichen der *Reply* zu nennen: nicht nur aufgrund der von John R. Searle übernommenen Schulden *sogar bevor* er mit der Beantwortung

8 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., Limited Inc. Wien 2001, 53-168, hier: 56.

9 Ebd.

10 Ebd., 57.

11 Ebd., 56.

beginnt, sondern auch wegen der ganzen mehr oder weniger anonymen Tradition des Codes, des Erbes, des Vorrates an Argumenten, welchen er, wie ich, verpflichtet ist. Wie diese mehr oder weniger anonyme Gesellschaft nennen? Um die Schwerfälligkeit des wissenschaftlichen Ausdrucks ‚drei + n Autoren‘ zu vermeiden, beschließe ich hier und von diesem Augenblick an, den mutmaßlichen und kollektiven Autor der *Reply* auf französisch ‚Société à responsabilité limitée‘ [„Gesellschaft mit beschränkter Haftung“, englisch etwa ‚Limited Inc.‘, *A.d.Ü.*] zu nennen, was üblicherweise in der französischen Sprache mit *Sarl* abgekürzt wird.“¹²

Um also die seines Erachtens schwierige Urheberschaftsfrage der ‚Reply‘ in den Griff zu nehmen, spricht Derrida von einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, einer GmbH, bzw. einer ‚Limited Inc.‘, und wenn man sich im Französischen auf solch eine Gesellschaft bezieht, dann wählt man oftmals die Abkürzung ‚Sarl‘. Da Derrida der Ansicht ist, daß die meisten der in Searles ‚Reply‘ enthaltenen Gedanken auf die Société à responsabilité limitée zurückgehen, ist in Derridas Replik, wenn es darum geht, hervorzuheben, wer was behauptet hat, meistens von ‚Sarl‘ – und nur selten von Searle die Rede.

Aufgeworfen worden ist die Frage nach der Urheberschaft der ‚Reply‘ offenbar durch den Copyright-Hinweis, den Searle dem Manuskript seiner Veröffentlichung vorangestellt hat. Indem Derrida für seine Antwort den Titel „Limited Inc [...]“ wählt, macht er zunächst einmal geltend, daß die eigentliche Urheberschaft wesentlich komplizierter und hintergründiger ist, als Searle beansprucht. Dies allein muß nicht als eine schlechthin umwerfende Angelegenheit betrachtet werden, auch wenn es von Anfang an den Eindruck vermittelt, daß Derrida in seiner Antwort auf Searles Kritik nichts anbrennen lassen will, daß er keinen Aspekt dieser Kritik für unerheblich hält oder auf die leichte Schulter nimmt. Und das tut er in der Tat nicht.

Doch es steckt mehr und Substanzielles dahinter, wenn Derrida auf der Autorschaft Sarls besteht. Denn Derrida beobachtet eine Geste, „die sich in der *Reply* regelmäßig wiederholt. Sie besteht darin, als Einwand gegen *Sec* [„Signatur Ereignis Kontext“] das vorzubringen, was man sich zunächst, als hätte man keine an-

12 Ebd., 63.

deren Ressourcen, von *Sec* ausborgt.“¹³ Oder etwas anders formuliert: „Sarl setzt *Sec* ein Argument entgegen, das er de facto diesem entlehnt.“¹⁴

Erstes Beispiel für diese Geste: Sarl unterstellt *Sec* die Absicht, „zwischen Schrift und Rede [parole] zu unterscheiden, ja sogar sie einander entgegenzusetzen“¹⁵. Sarl fragt dann, was genau Schrift und Rede voneinander unterscheide, „bringt zwei Hypothesen vor (*Is it iterability...?*, *Is it absence...?*)“, weist eine nach der anderen zurück und formuliert daraus einen Einwand gegen *Sec*“¹⁶. Doch man erinnere sich,

„daß *Sec* gewisse Prädikate verallgemeinert, die üblicherweise der Schrift vorbehalten sind, um zu zeigen, daß sie auch für die gesprochene Sprache und sogar darüber hinaus Geltung hätten. Es ist eigenartig, daß man, nachdem man daran erinnerte, daß *Sec* die der Schrift und der Rede [parole] gemeinsamen Eigenschaften analysierte, dem entgegenhalten will, daß es, vom Gesichtspunkt der Iterabilität, keine Differenz gibt: Das ist die These von *Sec*, wenn es eine gibt!“¹⁷

Die hierdurch exemplifizierte Geste, die sich in der ‚Reply‘ angeblich regelmäßig wiederholt, nennt Derrida den ‚Diskurs gegen/von *Sec*‘¹⁸, und er folgert: „Wenn man aus der einfachen Argumentation von *Sec* Einwand gegen *Sec* erhebt, so vielleicht, weil die Hand, die andere, die *Sec* unterschrieben hat, – über die Schulter blickend – auch die *Reply* diktiert hat.“¹⁹ Da die Hand, die *Sec* unterschrieben hat, diejenige Derridas ist, stellt er die Zugehörigkeit zu Sarl, sprich: die Mitautorschaft an der ‚Reply‘, unter Beweis, und er tut dies offenbar zu Recht.

Der vollständige Titel der Antwort Derridas lautet „Limited Inc a b c ...“. Die drei Kleinbuchstaben zusammen mit den Punkten deuten offenbar auf die ‚drei + n Autoren‘ hin, von denen Derrida spricht bis zu dem Zeitpunkt, an dem er die Bezeichnung ‚Sarl‘ einführt. Derrida beginnt mit dem Gebrauch der ersten drei

13 Ebd., 80.

14 Ebd., 91.

15 Ebd., 79.

16 Ebd.

17 Ebd.

18 Vgl. ebd., 80.

19 Ebd.

Kleinbuchstaben des lateinischen Alphabets, und er verwendet die restlichen Kleinbuchstaben dieses Alphabets zur Kennzeichnung der sich dann anschließenden einzelnen Abschnitte seiner Entgegnung auf Searle. Das heißt: Derridas Entgegnung besteht aus 23 grundsätzlich mehrere Seiten umfassenden Einzelentgegnungen. Sie wird quasi *ausbuchstabiert*. Die längste dieser Einzelentgegnungen, die unter dem Buchstaben ‚r‘, hat einen Umfang von über 25 Seiten. Derridas gesamte Entgegnung hat (in der deutschen Übersetzung) einen Umfang von 115 Seiten. Zum Vergleich: *Sec* hat einen Umfang von 30 Seiten, Searles ‚Reply‘ umfaßt (im englischen Original) elf Seiten.

Derridas Ausführungen scheinen den Anspruch zu erheben, erschöpfend zu sein. Keine der Bemerkungen Searles bleibt ohne Antwort, keine der Bemerkungen Searles bleibt unerwähnt, soll heißen: nichtzitiert. In Derridas Ausführungen kommt Searles ‚Reply‘ in zitierter Form (nahezu) vollständig wieder vor.

Searle bezieht sich in seiner ‚Reply‘ ausschließlich auf Derridas „Signatur Ereignis Kontext“ (also auf *Sec*). Das heißt, andere Schriften Derridas, vor allem dessen *De la Grammatologie*, bleiben unberücksichtigt. Dies hat zur Folge, daß Searle mehreres entgangen zu sein scheint: daß Derrida bei all seinen Betrachtungen von einem *abstrakten Schriftbegriff* ausgeht; daß er von einer Möglichkeit spricht, die „jedes Zeichen [marque], auch ein mündliches, ganz allgemein zu einem Graphem“²⁰ macht; daß dieser Graphembegriff zwischen geschriebener und gesprochener Sprache *nicht* unterscheidet, ja daß *Sec* die Frage nach dem, was die geschriebene von der gesprochenen Sprache unterscheidet, zu einer „disqualifizierten Frage“²¹ erklärt. Searle ist in seinen Überlegungen aber weiterhin an der herkömmlichen Unterscheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache orientiert, er vernachlässigt die (von Derrida behauptete) Notwendigkeit, „von der Schrift (im geläufigen Sinn) zum Graphem überzugehen“²² – was eine der wichtigsten Quellen des Mißverständnisses darstellt, das, zumindest aus der Sicht Derridas, auf Seiten Searles vorliegt.

20 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, Limited Inc. Wien 2001, 15-45, hier: 29.

21 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., Limited Inc. Wien 2001, 53-168, hier: 80.

22 Ebd., 88.

Für seinen Aufsatz „Signatur Ereignis Kontext“ verwendet Derrida die Abkürzung ‚Sec‘. Dies tut er bereits in diesem Aufsatz (nicht erst in „Limited Inc a b c...“). Französisch ‚sec‘ heißt auf Deutsch ‚trocken‘, auf Englisch ‚dry‘. Es ist vielleicht nicht nur Selbstironie, wenn Derrida seine eigene Abhandlung als ‚trocken‘ bezeichnet. Daß er es tut, darauf macht er in Gestalt einer Fußnote zu „Limited Inc a b c ...“ selbst aufmerksam. Er sagt:

„Man kann nämlich auf der vorletzten Seite von *Sec* folgendes lesen: „Um zu funktionieren, das heißt um lesbar zu sein, muß eine Signatur eine wiederholbare, iterierbare, imitierbare Form haben; sie muß sich von der gegenwärtigen und einmaligen Intention ihrer Produktion lösen können. Ihre Selbigkeit [*mémeté*] ist es, die, indem sie Identität und Einmaligkeit verändert, das Siegel [in Englisch *seal*] spaltet. Um diese sehr trockene [sec] Darlegung abzuschließen [in Englisch: *To conclude this very dry discussion*]: ...‘ (*Sec*, S. 43) [...] *Sec* ist hier nicht zufälligerweise, das kann man mir glauben, kursiv. Es folgen drei Punkte, die zum sichtlichen Simulacrum ‚meiner‘ Signaturen, meines zerstückelten, gespaltenen, vervielfältigten Siegels führen.“²³

Wir erinnern uns: Derrida hat, um die Wiederholbarkeit, aber auch die Andersheit in der Wiederholung, das Zusammenbestehen von Identität und Andersheit, zu verdeutlichen oder zu exemplifizieren, *Sec* mit drei Vorkommen seiner Signatur enden lassen: mit einer Reproduktion der handschriftlichen Version, mit einer gedruckten Version seines Namens sowie mit seinen Initialen. Und er hat, ebenfalls in *Sec*, zwecks Erläuterung dessen, was er unter ‚Iterabilität‘ versteht, darauf aufmerksam gemacht, daß lateinisch ‚iter‘, ‚nochmals‘, im Sanskrit ‚itara‘, ‚anders‘, heiße und daß seine darauffolgenden Ausführungen „als Ausbeutung dieser Logik gelesen werden [können], die Wiederholung mit Andersheit verknüpft.“²⁴ Die Struktur der Iteration „impliziert gleichzeitig Identität und Differenz.“²⁵

23 Ebd., 244, Anm. 4.

24 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, Limited Inc. Wien 2001, 15-45, hier: 24.

25 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., Limited Inc. Wien 2001, 53-168, hier: 89.

Jede Signatur, darauf will Derrida aufmerksam machen, ist „wesensmäßig ,imitierbar“²⁶. Ich leiste nicht nur einmal in meinem Leben eine Unterschrift, „ich imitiere und reproduziere ständig meine ‚eigene‘ Signatur.“²⁷

Die eigentliche argumentative Auseinandersetzung mit Searles ‚Reply‘ beginnt in Abschnitt ‚l‘. Derrida stellt zunächst einmal fest, daß „Sarl über Signatur, Ereignis, Kontext kein Wort verliert“²⁸, „daß unter den von Sarl *völlig ausgelassenen* ‚Punkten‘ all jene sind, die [...] 1. von der Signatur [...] 2. vom Ereignis [...] 3. vom Kontext [...] handeln.“²⁹ Derrida ist schon mit Searles These, *Sec* spaltet sich in zwei Teile, nicht einverstanden. Denn: „Um bei den äußerlichen und akademischen Zeichen zu bleiben, *Sec* setzt sich aus *drei* Kapiteln und nicht aus zwei Teilen zusammen, plus einer Einleitung, einem Epilog, einem Titel und schwer einzuordnenden Signaturen, und nichts davon ist nebенäglich oder völlig zufällig.“³⁰ Man sieht: Derrida bezieht einen bewußt philologischen Standpunkt, und wenn er sogar den Titel für einen Teil oder jedenfalls gesondert zu benennenden Aspekt von *Sec* hält, dann läßt sich ermessen, für wie wichtig er auch (auf den ersten Blick) äußerlich erscheinende Aspekte eines Textes hält. Searle ist demgegenüber, wie seine soeben erwähnte Gliederungs-These erkennen läßt, mehr oder weniger ausschließlich an Inhaltlichem interessiert, an einzelnen Aussagen oder Aussagekomplexen.

In dem auf Abschnitt ‚l‘ folgenden Abschnitt ‚m‘ geht es dann um die oben bereits erwähnte Geste, die sich in der ‚Reply‘ regelmäßig wiederholt und die Derrida mit der Bezeichnung ‚Diskurs gegen/von Sec‘ versehen hat.

Hier zunächst ein Überblick über die weiteren Themen bzw. Stationen der argumentativen Auseinandersetzung Derridas mit Searles bzw. Sarls ‚Reply‘:

n: es geht um das Thema ‚Abwesenheit des Empfängers‘;

o: es geht um die Gegenüberstellung des von Searle hervorgehobenen Moments der ‚Permanenz‘ und Derridas Begriff der ‚resistance‘, des ‚Übriggebliebenseins‘;

26 Ebd., 60.

27 Ebd.

28 Ebd., 78.

29 Ebd.

30 Ebd., 77.

p: es geht um die Erläuterung des Begriffs des ‚genuine Gräphematischen‘;

q: es geht um das von Searle hervorgehobene Problem der Intention(alität);

r: es geht (nahezu auf den gesamten 25 Seiten dieses Abschnitts) um die Diskussion der ersten von zwei Möglichkeiten, die Rolle der Intention unter Absehung vom Kontext zu diskutieren;

s: es geht (1) um die zweite Möglichkeit, die Rolle der Intention unter Absehung vom Kontext zu diskutieren, und (2) um Fragen der Berücksichtigung des Kontextes;

t: es geht um den Unterschied zwischen ‚Gebrauch‘ („use“) und ‚Erwähnung‘ („mention“);

u: es geht um Searles bzw. Sarls Ansicht über ‚Derrida’s Austin‘;

v-z: in den restlichen fünf Abschnitten werden die fünf unter dem Titel ‚Derrida’s Austin‘ vorgebrachten Kritikpunkte Searles bzw. Sarls diskutiert.

Ad n: Derrida macht gegenüber Searle geltend, daß er nicht von der Notwendigkeit, sondern lediglich von der Möglichkeit der Abwesenheit des Empfängers gesprochen habe. „In Sec wurde niemals gesagt, daß diese Abwesenheit notwendig wäre, sondern nur, daß sie möglich sei (Sarl stimmt dem zu), und daß man daher diese Möglichkeit berücksichtigen müsse: Sie gehört, als Möglichkeit, zur Struktur jedes Zeichens [marque], eben zur Struktur seiner Iterabilität.“³¹ Die Abwesenheit beispielsweise des Empfängers ist selbstverständlich kein notwendiges Merkmal der Kommunikation, doch die Möglichkeit der Abwesenheit ist notwendigerweise gegeben. Mit anderen Worten: „Wenn man zugestehet, daß die Schrift (und das Zeichen [marque] im allgemeinen) in Abwesenheit des Senders, des Empfängers, des Kontextes der Produktion und so weiter funktionieren können muß, impliziert dies, daß dieses Vermögen, die Fähigkeit, diese Möglichkeit immer eingeschrieben ist, daher notwendigerweise als Möglichkeit in das Funktionieren oder die funktionelle Struktur des Zeichens [marque] eingeschrieben ist.“³²

31 Ebd., 81.

32 Ebd., 81f.

Die Iterabilität, die Wiederholbarkeit, das heißt die Möglichkeit der Wiederholung, ist sogar in einem Zeichen erkennbar, „das tatsächlich nur ein einziges Mal vorgekommen zu sein scheint.“³³ Derrida fügt hinzu:

„Ich sage bewußt *scheint*, denn dieses einzige Mal ist durch seine Struktur der Wiederholbarkeit von vornherein in sich selbst geteilt oder vervielfacht. Es ist es tatsächlich sogleich [*aussi sec*], in dem einzigen Mal; und genau da verwischt die Graphik der Iterabilität die klassische Gegenüberstellung von Tatsache und Recht, von Tatsache und Möglichem (oder Virtuellem), von Notwendigkeit und Möglichkeit. Es verwischt die klassische Gegenüberstellung und zwingt zu einer stärkeren ‚Logik‘.“³⁴

Wenn Searle (bzw. Sarl) im Hinblick auf die (wenn auch als solche nicht hinreichend beachtete Behauptung der *Möglichkeit* der) Abwesenheit des Empfängers geltend macht, der Gebrauch geschriebener Sprache (‘written communication’) könne (auch oder sogar) in Anwesenheit des Empfängers vorkommen, und zur Illustration auf die Zusammenstellung eines für mich selbst bestimmten Einkaufszettels hinweist, dann muß in Rechnung gestellt werden, daß von einer Identität von Sender und Empfänger mit Blick auf diese Situation im Grunde genommen nicht die Rede sein kann. Wäre diese Identität gegeben, wäre ein Einkaufszettel überflüssig. Ein Einkaufszettel verdankt, anders gesagt, seine Existenz der Begrenztheit des Erinnerungsvermögens bzw. dem jedem bekannten Phänomen der Gedächtnislücke. Ich benutze einen Einkaufszettel, um sicherzustellen, daß ich wirklich all das einkaufe, was ich einkaufen will, und nichts von dem, was ich einkaufen wollte, vergesse. Nicht jeder kann sich grundsätzlich auf sich selbst hundertprozentig verlassen. Dies gilt auch für kürzere Zeitspannen.

„Die ‚*shopping list for myself*‘ wäre weder herstellbar noch brauchbar, sie wäre nicht das, was sie ist, und könnte nicht stattfinden, wenn sie nicht von Beginn an in Abwesenheit des Senders und Empfängers: des *bestimmten* und *aktuell* anwesenden Senders und Empfängers funktionieren könnte, wenn ihr das nicht *möglich* wäre. Und tatsächlich funktioniert sie nur, wenn diese Bedingungen gegeben sind. *Im selben Augen-*

33 Ebd., 82f.

34 Ebd., 83.

blick, in dem ‚ich‘ eine ‚shopping list‘ mache, weiß ich [...], daß sie eine solche nur sein wird, wenn sie meine Abwesenheit impliziert, wenn sie sich schon von mir ablöst, um jenseits meines ‚anwesenden‘ Aktes zu funktionieren, und wenn sie zu einem anderen Zeitpunkt brauchbar ist, in meiner Abwesenheit, in Abwesenheit des jetzt-anwesenden-Ich, sei es die einfache ‚Gedächtnislücke‘, die sie ihrer Bestimmung gemäß eben ersetzt, gleich danach, im Augenblick selbst, der schon der folgende Augenblick ist, in Abwesenheit des mit einer Hand mit einem BiKugelschreiber Jetzt-Schreibenden. So spitz er auch ist, teilt er sich schon, wie das *stigmè* jedes Zeichens [marque]. Der Sender und der Empfänger der *shopping list* sind nicht derselbe: selbst wenn sie denselben Namen tragen und sich auf die Identität des Ichs stützen können.“³⁵

Und etwas später heißt es:

„[S]elbst in dem Grenzfall, wenn ich schreibe, um mich *in dem Augenblick* (wieder) lesen zu können [gilt]: Dieser Augenblick wird konstituiert, das heißt geteilt eben durch die Iterabilität dessen, das sich darin ereignet. Selbst wenn der Sender und der Empfänger dasselbe *Subjekt* wären, bezieht sich jeder von ihnen auf ein Zeichen [marque], bei dem sie spüren, daß es dafür geschaffen ist, ohne sie, den Augenblick seiner Produktion oder seiner Rezeption auszukommen“³⁶.

Gleiches gilt, laut Derrida, auch für das zweite Beispiel Searles bzw. Sarls für den Gebrauch geschriebener Sprache in *Anwesenheit* des Empfängers.

„Ich gebe also meinem Begleiter während eines Konzerts oder eines Vortrags Notizen. Der Sender und der Empfänger erwecken den Anschein, anwesend, dem anderen, sich selbst und dem, was sie lesen oder schreiben, präsent zu sein. Aber die Notizen können nur insofern geschrieben oder gelesen werden, als mein Nachbar auf meinen anwesenden Beistand verzichten kann, um das zu lesen, was ich ohne seinen anwesenden Beistand schreiben konnte, sowie insofern als diese beiden möglichen Abwesenheiten selbst in dem Augenblick, in dem ich schreibe und in dem er liest, die Möglichkeit der Botschaft entwerfen.“³⁷

35 Ebd., 83.

36 Ebd., 84.

37 Ebd., 84f.

Diese möglichen Abwesenheiten (des Lesers, des Schreibers), „– die eben die Notiz ersetzen soll und die sie daher impliziert – [hinterlassen] sogleich [*aussi sec*] ihre Markierung [*marque*] im Zeichen [*marque*]. Sie *versehen* [*remarquement*] das Zeichen [*marque*] im vorhinein mit einer *neuerlichen Markierung*. Diese *neuerliche* Markierung [*remarque*] ist *eigenartigerweise Teil* des Zeichens [*marque*].“³⁸

Ad o: Derrida erläutert, warum er von einer ‚nicht-anwesenden ‚restance‘ spricht, und er stellt klar, daß sie nicht zu verwechseln sei mit der von Saussure hervorgehobenen ‚Permanenz‘ eines schriftlichen Dokuments. Derrida hebt hervor,

„daß in *Sec* die *restance*, die nichts mit den ‚*scripta manent*‘ zu tun hat, mit der minimalen Möglichkeit der neuerlichen Markierung [*re-marque*] (siehe oben) und der Struktur der Iterabilität verbunden ist. [...] Die Iterabilität setzt eine minimale *restance* voraus [...], damit die Selbst-Identität *in, quer durch* und selbst *hinsichtlich* der Veränderung [*altération*] wiederholbar und identifizierbar ist. [...] Die ‚reinste‘ Iteration – aber sie ist niemals rein – bringt *in sich selbst* die Abweichung [*écart*] einer Differenz mit sich, die sie als Iteration konstituiert. Die Iterabilität eines Elements spaltet *a priori* seine eigene Identität, ohne zu berücksichtigen, daß sich diese Identität nicht anders *bestimmen*, abgrenzen kann als in differentieller Beziehung mit anderen Elementen, und trägt die Marke dieser Differenz. Und weil diese Iterabilität differentiell ist, im Inneren jedes ‚Elements‘ und zwischen den ‚Elementen‘, weil sie jedes Element, indem sie es konstituiert, zerbricht, weil sie es mit einer Artikulationsbruchstelle markiert, ist die *restance*, obwohl unentbehrlich, niemals diejenige einer vollen Präsenz: Sie ist eine differentielle Struktur, die der Präsenz oder dem (einfachen oder dialektischen) Gegensatz Präsenz und Absenz entgeht [...]. Wie die Spur (als Spur) ist sie weder anwesend noch abwesend.“³⁹

Anwesenheit und Abwesenheit stehen in einem kontradiktions-schen Gegensatz zueinander. Anders als im Falle eines konträren Gegensatzes (schwarz/weiß zum Beispiel), gilt für den kontradiktions-schen Gegensatz das Gesetz des *tertium non datur*. Wie hier bereits gesagt⁴⁰, heißt das: Entweder ist etwas anwesend oder nicht; wenn es aber nicht anwesend ist, dann ist es abwesend. Wenn nun

38 Ebd., 85.

39 Ebd., 89.

40 Vgl. den Abschnitt über *Derridas Austin*.

aber von der Spur gesagt wird, sie sei weder anwesend noch abwesend, „weder sichtbar noch unsichtbar“⁴¹, dann sprengt dies die herkömmliche zweiseitige Logik, von Derrida auch als „einfache Logik (Begehrten/Nicht-Begehrten zum Beispiel)“⁴² bezeichnet. Und genau solch eine Sprengung hat Derrida im Sinn: Er spricht von einer „durch die Graphik der *restance* dekonstruierten Logik“⁴³, einer Logik, der zufolge die ‚restance‘ selbst „strictu sensu kein Begriff“⁴⁴ ist. An einer anderen Stelle heißt es (mit Bezug auf die Frage nach der Möglichkeit von Idealisierungen):

„Der einzigartige Charakter dieser Struktur der Iterabilität, vielmehr dieser Kette, denn man kann die Iterabilität durch jede Art Supplement supplementieren (wie *différance*, Graphem, Spur und so weiter), besteht darin, daß sie, indem sie Identität *und* Differenz, Wiederholung *und* Veränderung und so weiter trägt, das Projekt der Idealisierung möglich macht, aber ‚sich selbst‘ nicht für eine reine, einfache und idealisierbare Begrifflichkeit eignet. Kein Prozeß oder Projekt der Idealisierung ohne Iterabilität, aber keine mögliche Idealisierung *der* Iterabilität.“⁴⁵

Das Zeichen ist, sobald es in Erscheinung tritt, von seinem Ursprung abgeschnitten. „Der Schnitt findet sogleich [aussi sec] statt, sobald es das Zeichen [marque] gibt. Er ist nicht negativ, er bedingt ‚positiv‘ das Auftauchen des Zeichens [marque]. Er ist die Iterabilität selbst, das Wiedermarkierbare/Bemerkenswerte [remarquable] des Zeichens [marque], und er verläuft zwischen dem *Wieder-* des Wiederholten und dem *Wieder-* des Wiederholenden und durchquert und transformiert die Wiederholung.“⁴⁶

Ad p: Was heißt ‚genuine graphematisch‘? Für Derrida ist das genuine Graphematische, von dem in der ‚Reply‘ die Rede ist, „nur eine sehr bestimmte, besondere, abgeleitete Form der allgemeinen

41 Jacques Derrida, „Ousia und gramme. Notiz über eine Fußnote in *Sein und Zeit*“. In: Ders., Randgänge der Philosophie. Wien 1988, 53-84, hier: 83.

42 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., Limited Inc. Wien 2001, 53-168, hier: 122.

43 Ebd., 90.

44 Ebd.

45 Ebd., 115f.

46 Ebd., 90.

Iterabilität oder Graphemhaftigkeit.“⁴⁷ Dieser Begriff ist für Derrida nichts anderes als „der geläufige und traditionelle ‚klassische‘ Begriff, dessen Überarbeitung *Sec* vorschlägt, indem gewisse Prädikate daraus entnommen werden, die man auf jedes Zeichen [*marque*] ausdehnen kann.“⁴⁸

Ad q: Derrida hebt zunächst hervor, daß er keineswegs hat in Abrede stellen wollen, daß die Intentionalität, wie von Sarl behauptet, hinsichtlich der gesprochenen und geschriebenen Sprache dieselbe Rolle spielt. Bei Derrida heißt es: „Einmal mehr wird das im Diskurs *gegen/von Sec* reappliziert. Ich stimme natürlich zu, daß die Rolle ‚dieselbe‘ ist: Genau das sagt *Sec[.]* und Sarl wiederholt es unweigerlich, einmal mehr in der verkehrenden Form eines Einwands!“⁴⁹ Zudem erinnert Derrida daran, „daß *Sec* zu *keinem* Zeitpunkt die *Abwesenheit*, die schlichte Abwesenheit der Intentionalität behauptet.“⁵⁰ Worauf aber kommt es Derrida an?

Es geht ihm darum, aufzuzeigen bzw. in *Sec* aufgezeigt zu haben, „daß das graphematische Zeichen [*marque*] (im allgemeinen) die Möglichkeit impliziert, ohne die volle und aktuelle Präsenz des intentionalen Aktes zu funktionieren“⁵¹. Von Husserls Analyse der Intentionalität ausgehend, sich aber zugleich gegen sie wendend, ist das, was für Derrida fraglich geworden ist, „eben die Fülle der intentionalen Bedeutung oder des Sagen-Wollens, all die Werte des Bewußtseins, der Präsenz und der ursprünglichen Intuition, die die Phänomenologie bestimmen.“⁵² Worum es Derrida geht, das sind die *strukturellen* Möglichkeiten. Er sagt mit Bezug auf *Sec*:

„Einmal mehr muß präzisiert werden, daß es sich um eine Analyse handelt, die *strukturellen Möglichkeiten* Rechnung trägt: Da es möglich ist, daß X unter solchen Bedingungen funktioniert (zum Beispiel ein Zeichen [*marque*], wenn die Intention nicht voll und aktuell anwesend ist), gehört die Möglichkeit einer gewissen Nicht-Präsenz oder einer gewis-

47 Ebd., 92.

48 Ebd.

49 Ebd., 93.

50 Ebd., 94.

51 Ebd., 97.

52 Ebd.

sen Nicht-Aktualität zur Struktur des in Betracht gezogenen Funktionierens und gehört ihr *notwendigerweise* an.“⁵³

Es ist die die Struktur des Zeichens bildende Iterabilität, welche „die Intention spaltet oder in einen Abstand rückt, sie daran hindert, voll präsent zu sein, in der Aktualität ihrer Absicht oder eines Sagen-Wollens.“⁵⁴ Aktuelle bzw. vollkommene Fülle kann nicht erreicht werden.

„Die auf ein Iterierbares gerichtete und von ihm als iterierbar bestimmte Intention oder Aufmerksamkeit mag noch so sehr nach der aktuellen Fülle streben, sie kann sie aus strukturellen Gründen nicht erreichen: Sie kann in keinem Fall voll, aktuell, ganz bei ihrem Gegenstand und bei sich selbst anwesend sein. Sie ist durch ihre Iterabilität von vornherein gespalten und zum anderen hin verschleppt, von vornherein in einem Abstand zu sich selbst. Dieser Abstand ist ihre Möglichkeit selbst. Anders gesagt: Wenn dieser Abstand ihre Möglichkeit ist, wartet er nicht, er passiert ihr nicht wie ein Unfall hier oder dort. Die Intention ist *a priori* (sogleich) [aussi sec] auf-/verschiebend [*différante*].“⁵⁵

Ad r: Der Abschnitt r, mit 25 Seiten der längste Unterabschnitt von „Limited Inc a b c …“, behandelt, hatten wir gesagt, die erste Phase von Sarls Versuch, die Intention unter Absehung vom Kontext zu behandeln. Diskutiert wird die erste von zwei Möglichkeiten, die (von Sarl) unterschieden worden sind. (Die zweite Möglichkeit der ersten Phase und die ganze zweite Phase wird in Abschnitt s besprochen.) Doch worum genau geht es in Abschnitt r?

Um diese Frage zu beantworten, muß zunächst noch einmal an die in *Sec* enthaltene ‚Demontage‘ des (totalen) Kontextes erinnert werden: Dort wird geltend gemacht, daß das Funktionieren der Zeichen, ihre *Lesbarkeit*, unabhängig davon gewährleistet ist, ob auf entscheidende Größen des Kontextes wie den Empfänger, den Sender, dessen Intention etc. zurückgegriffen werden kann. Die These, daß „das Zeichen [*marque*] nicht aufhört zu funktionieren, sofern ein Minimum dabei lesbar oder verständlich bleibt, ist genau der Ausgangspunkt der Argumentation von *Sec*.“⁵⁶ Dies ist

53 Ebd., 96.

54 Ebd., 96f.

55 Ebd., 95.

56 Ebd., 105f.

offenbar nicht in dem Sinn zu verstehen, daß der Kontext für irrelevant erklärt wird; gesagt wird lediglich, daß Zeichen auch dann funktionieren, wenn essentielle Kontextmerkmale nicht gegeben, nicht verfügbar sind. Dies sollte beachtet werden, denn gleich zu Beginn des Abschnitts r wird von seiten Derridas in Abrede gestellt, daß es möglich sei, die Intention zu analysieren in Absehung vom Kontext. „Die Intention“, heißt es, „die selbst vom Kontext geprägt ist, ist der Bildung des ‚totalen‘ Kontextes nicht fremd. Sie ist für Austin sogar eines seiner wesentlichen Elemente. Und dennoch erlaubt sich Sarl, die Berücksichtigung des Kontextes vorläufig auszuschließen.“⁵⁷ Dies sozusagen aus Derridas Mund zu hören und gegen Sarl geltend gemacht zu sehen, mag überraschend erscheinen. Doch es enthält einen weiteren Hinweis darauf, was Derrida wirklich meint und wie er verstanden werden möchte.

Nun aber zu der ersten Phase des Versuchs, die Intention in Absehung vom Kontext zu analysieren, und der ersten der beiden bei Sarl unterschiedenen Möglichkeiten, dies zu tun. Diese erste Möglichkeit behandelt den – *prima facie* elementar und alltäglich erscheinenden – Fall, daß ein Autor gesagt hat, was er meinte, und daß auch verstanden wird, was er gesagt hat. Ein solcher Fall enthält eine Idealisierung, eine Idealisierung allerdings, die Derriida aufgrund der Struktur des Zeichens für kontraindiziert hält, „nämlich die Entsprechung eines *meaning* zu sich selbst, eines *saying* zu sich selbst, des *understanding* zu einem geschriebenen oder mündlichen *sentence*, zu einem Zeichen [*marque*] im allgemeinen.“⁵⁸ In dem Moment, in dem, wer auch immer, ‚...‘ sagen oder schreiben will, greift, was

„jenseits dieses Augenblicks das Funktionieren des [...] Zeichens [*marque*] sicherstellen wird, nämlich die Möglichkeit ein anderes Mal wiederholt zu werden, greift das selbst die ‚ideale‘ Fülle oder Selbstpräsenz der Intention, des Sagen-Wollens und *a fortiori* der Entsprechung zwischen *meaning* und *saying* an, spaltet und enteignet sie. Die Iterabilität verändert, parasitiert, kontaminiert, was sie identifiziert und zu wiederholen ermöglicht; sie macht, daß man (schon, immer, auch) etwas anderes sagen will als man sagen will, man etwas anderes sagt als das,

57 Ebd., 100.

58 Ebd., 102.

was man sagt *und* sagen möchte, etwas anderes versteht als ... und so weiter.“⁵⁹

Im Hinblick auf Sagen, Meinen und Verstehen, ja schon im Hinblick auf das Sagen-Wollen gibt es keine Identität ohne Differenz, keine Wiederholung ohne Veränderung. Derrida betont: „Die Zeit und der Ort des *anderen Mals* (*the other time*) arbeiten und verändern schon *at once*, sogleich [*aussi sec*], das *erste Mal*, den ersten Schlag und das *at once*. Solcherart sind die Tücken [*vices*], die mich interessieren: das andere Mal im ersten Mal, mit einem Schlag, *at once*.“⁶⁰

Des weiteren wehrt sich Derrida gegen die Unterstellung Sarls, er, Derrida, glaube an etwas hinter den Äußerungen Liegendes, irgendwelche die sichtbaren Zeichen belebenden inneren Bilder. Derrida weist diese Unterstellung zurück, indem er auf die in *Sec* enthaltene „explizite Kritik an den Begriffen der ‚Repräsentation‘, der ‚Kommunikation‘ und des ‚Ausdrucks‘“⁶¹ verweist, die nach seinem Dafürhalten allesamt an irgendeine dissoziierbare Intention appellieren, und an den „Argwohn gegen das Zeichen [*signe*] und sogar gegen die Opposition Signifikant/Signifikat“⁶², was ihn anstelle von ‚signe‘ durchgängig ‚marque‘ verwenden lässt.

Doch bei Searle scheint die Derrida unterstellte Sichtweise durchaus vorhanden zu sein. Denn wenn in der ‚Reply‘ die Rede davon ist, daß „in serious literal speech the sentences are precisely the realizations of the intentions“⁶³, dann scheint sich darin zu bestätigen,

„daß nicht nur das Kriterium der Intention (verantwortlich und absichtlich, ihrer selbst bewußt) ein notwendiger Rekurs ist, um das ‚Ernsthafte‘ und das ‚Wörtliche‘ zu definieren [...], aber vor allem, daß diese Intention, seiner [Searles] Meinung nach, ‚hinter‘ der phänomenalen Äußerung stehen muß [...]: Kein Kriterium *innerhalb* dieser phänomenalen Aussage kann nämlich eine Aussage, wenn sie ernst ist, von der gleichen, wenn sie nicht ernst ist, unterscheiden. Nur die Intention zählt hier, und sie vermengt sich mit der ‚Realisierung‘. Nichts unterscheidet,

59 Ebd., 103.

60 Ebd.

61 Ebd., 109.

62 Ebd.

63 Ebd., 112.

abgesehen von der sie leitenden Intention, ein ernstes oder aufrichtiges Versprechen von dem gleichen nicht ernsten oder aufrichtigen ‚Versprechen‘.“⁶⁴

Schließlich weist Derrida die Unterstellung Sarls zurück: „In *Sec intentions must all be conscious*“⁶⁵. Derrida erinnert daran, daß in *Sec* von einer ‚strukturellen Unbewußtheit‘ im Sinne der Psychoanalyse die Rede ist,⁶⁶ und sagt:

„Was die ‚strukturelle Unbewußtheit‘ betrifft, die *Sec* ins Treffen führt, sie mußte zumindest die Möglichkeit *anlegen*, eine allgemeine Graphematik mit einer Axiomatik zu verbinden, die sich nicht auf die ‚Psychologie‘ oder ‚Phänomenologie‘ des Bewußtseins beschränken würde, sondern darauf, was zum Beispiel und vorläufig das Unbewußte heißt. Denn dieses Unbewußte wird von der Axiomatik (die auch eine Axiologie ist) der aktuellen Theorie der *speech acts*, insbesondere so wie sie von Searle formuliert wird, absolut ausgeschlossen.“⁶⁷

Derrida zeigt auf, daß die Art und Weise, in der Searle (in *Sprechakte*) den Akt des Versprechens analysiert, „jedes andere Letztkriterium als das distinkte, determinierende und determinierbare Bewußtseins der betreffenden Intentionen, Begehrungen oder Bedürfnisse“⁶⁸ ausschließt.

Gegen Searles letztlich allein auf der Ebene des Bewußtseins argumentierende Version der Sprechakttheorie führt Derrida eine „Graphematik des Unentscheidbaren“⁶⁹ ins Feld. Er geht davon aus, es genüge, „in den Schafstall der *speech acts* einige Wölfe des Typs ‚Unentscheidbarkeit‘ (*pharmakon*, *Gift**, Supplement, Hymen) oder des Typs ‚Unbewußtes‘ (unbewußte Lust kann als Unlust empfunden werden, steht in *Jenseits des Lustprinzips* zu lesen), des Typs ‚primärer Masochismus‘ und so weiter einzulassen, und der Hirte kann seine Schafe nicht mehr zählen“⁷⁰. Die ‚Wölfe‘, die Begriffe dieses Typs sind es auch, mit deren Hilfe Derrida die einfache

64 Ebd.

65 Ebd., 118.

66 Vgl. ebd., 119.

67 Ebd., 121.

68 Ebd., 122.

69 Ebd., 123.

70 Ebd.

che zweiwertige Logik zu dekonstruieren sucht. Auch im Schafstall der zweiwertigen Logik sollen sie unter Beweis stellen, was zu leisten sie imstande sind.

Ad s: Die zweite der beiden von Sarl angesprochenen Möglichkeiten, die Intention in Absehung vom Kontext zu analysieren, bezieht sich auf den Umstand, daß ein Text irgendwie korrupt ist und deshalb die Intention seines Autors nicht wiedergibt. Diese Möglichkeit aber gehört zu den bereits in *Sec* thematisierten Dingen. Derrida sagt: „Was die Nichtentsprechung von *meaning and saying* und die besagte ‚Korruption‘ des Textes betrifft, [...] ist ihre Ausschließung [...] genau der Gegenstand der von *Sec* vorgeschlagenen Kritik.“⁷¹

Die zweite Phase von Sarls Befassung mit der Rolle des Kontextes weist keinen besonderen Umfang auf, sie umfaßt „nur sieben oder acht Zeilen“⁷², was Derrida zu der Frage veranlaßt: „Wie kann ein Theoretiker der *speech acts* ein kontextuelles Kriterium zu einem zweitrangigen Kriterium machen oder zumindest zu einem Kriterium, dessen Berücksichtigung man ohne Schaden ausschließen oder verzögern kann?“⁷³ Derrida stellt dann klar, daß sich Sarl (i) mit der Orientierung am Modell der phonetischen oder sogar alphabetischen Schrift, (ii) mit der Orientierung an der Vorstellung vom Text als der Kommunikation eines Inhalts und (iii) mit der Vorstellung vom Text als dem Inhalt einer Äußerung, die direkt oder in transkribierter Form gegeben sein kann, auf ein „in *Sec* (und andernorts) in Frage gestellt[es]“⁷⁴ Schrift- bzw. Sprach- bzw. Textmodell bezieht.

Ad t: Derrida setzt sich mit dem Vorwurf, nicht (richtig) zwischen Gebrauch („use“) und Erwähnung („mention“) unterschieden zu haben, zur Wehr. In Sarl wird moniert, Derrida habe behauptet, das (auf Husserl zurückgehende) Beispiel für eine unsinnige Äußerung („Das Grün ist oder“) bedeute „Beispiel für Ungrammatikalität“, während es eher ein Beispiel für Ungrammatikalität sei. Derrida macht nun aber darauf aufmerksam, daß hier ein „immer noch“ unterschlagen worden ist. In *Sec* ist zu lesen „bedeutet immer noch“. Derrida macht geltend: „„Bedeutet immer noch“, das be-

71 Ebd., 125.

72 Ebd., 126.

73 Ebd., 127.

74 Ebd., 128.

deutet, daß immer noch eine weitere Bedeutung, eine zusätzliche Bedeutung [*signification supplémentaire*] dazukommen kann, um sich auf eine andere aufzupropfen, sogar auf eine Nicht-Bedeutung.“⁷⁵

Um jedoch die Unterscheidung zwischen Gebrauch und Erwähnung auf die Probe zu stellen, klärt Derrida auf über den Sinn der in *Sec* enthaltenen Überschrift „*Die Parasiten. Iter, von der Schrift: daß sie vielleicht nicht existiert*“.⁷⁶ Was daran unter anderem aufgezeigt werden soll, ist, daß die Frage, ob es sich bei dieser Anspielung auf die Überschrift der Fünften Metaphysischen Meditation Descartes („Vom Wesen der materiellen Dinge, und nochmals von Gott, daß er existiert“) um einen Fall von Gebrauch oder Erwähnung handelt, nicht leicht zu beantworten ist. Ist die zuerst genannte Überschrift ein Zitat? „Es gibt keine Anführungszeichen. Und dennoch, wenn das Wort ‚iter‘ hier selbst eine Iteration ohne Anführungszeichen ist, ist es schwierig – da der gesamte Text den Kontext darstellt und sich an eine Zuhörerschaft eminenter Spezialisten der ‚Philosophie französischer Sprache‘ (Kongreß von Montreal) richtet –, hier nicht von Zitat zu sprechen.“⁷⁷ Es läßt sich, mit anderen Worten, nicht immer entscheiden, ob ein Wort oder ein Satz zitiert und mithin lediglich erwähnt, oder ob es/er gebraucht wird.

Ad u: Derrida wehrt sich gegen den Vorwurf, er habe behauptet, Austin schlösse die Möglichkeit aus, daß performative Äußerungen zitiert werden können. Derrida macht geltend: „Nicht nur, daß *Sec niemals* eine solche Ungeheuerlichkeit vorbringt, sondern es beginnt damit, daß es in Erinnerung ruft, daß Austin die Möglichkeit erwähnt, daß ein Performativ (und *a fortiori* andere Äußerungen) zitiert werden können, daß er dieser immer offenen Möglichkeit Rechnung trägt, in gewisser Weise Rechnung trägt.“⁷⁸ Derrida räumt ein, daß das Mißverständnis, welches seines Erachtens auf Seiten Sarls vorhanden ist, auf die in *Sec* enthaltene Unterscheidung zwischen *Möglichkeit* und *Eventualität* zurückzuführen

75 Ebd., 130.

76 Siehe dazu auch den Abschnitt über *Derridas Austin*.

77 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., *Limited Inc*. Wien 2001, 53–168, hier: 132.

78 Ebd., 139.

ren ist, eine Unterscheidung, die durch die Übersetzung von *Sec* ins Englische verloren gegangen ist.⁷⁹

Mit der – kritisch anmutenden – Charakterisierung ‚Derridas Austin‘ ist Derrida nicht einverstanden. Doch aufgrund der in seinen Augen fehlerhaften Kritik sieht er sich zu der folgenden Retourkutsche ermutigt. Zunächst Sarl zitierend, sagt Derrida: „*The problem is rather that Derrida's Austin is unrecognizable. He bears almost no relation to the original.*“ [„Das Problem ist vielmehr, daß Derridas Austin nicht wiederzuerkennen ist. Er steht in so gut wie keiner Beziehung zum Original.“] Und das stimmt. Aber das, was nicht wiederzuerkennen und ohne Beziehung zum Original ist, das ist nicht nur Austin, sondern ‚Derrida's Austin‘. Ich unterschreibe das, was Sarl sagt: Wenn man ihn liest, ‚*Derrida's Austin is unrecognizable*‘.“⁸⁰

Die restlichen Abschnitte v bis z beinhalten die Erwiderungen Derridas auf die unter der Bezeichnung ‚Derridas Austin‘ versammelten Kritikpunkte Sarls.

Ad v (Ewiderung auf den ersten Einwand): Sarl behauptet, Derrida habe den Status der Exklusion parasitärer Formen aus der Untersuchung der Sprechakte mißverstanden. Derrida stellt zunächst klar: „*Sec hat niemals* vorgeschlagen, die ‚Untersuchung‘ von Versprechungen mit Versprechungen von Schauspielern auf der Bühne zu ‚beginnen‘ (,start‘).“⁸¹ Derrida glaubt statt dessen, „daß man *nicht damit beginnen kann, und auch nicht darf*, die Möglichkeit dieser Eventualitäten *auszuschließen*: zunächst, da diese Möglichkeit zur sogenannten ‚Standard‘-Struktur gehört.“⁸² Die Parasitierung ist immer möglich, sie „bedarf nicht des Theaters oder der Romanliteratur“⁸³. Die Möglichkeit der Parasitierung „ist Teil des vorgeblichen ‚standard case‘.“⁸⁴ „Die ‚Standard‘-Fälle von Versprechen und Feststellungen (*statements*) würden nicht als solche stattfinden, mit ihren ‚normalen‘ Wirkungen, wenn sie nicht von ihrer Bildung an parasitiert, *heingesucht* wären von der Möglich-

79 Vgl. ebd.

80 Ebd., 141.

81 Ebd., 142.

82 Ebd.

83 Ebd.

84 Ebd.

keit, wiederholt zu werden unter *allen möglichen Arten*, darunter dem Theater, der Dichtung oder dem Selbstgespräch“⁸⁵.

Darüber hinaus hält Derrida die Bestimmung der ‚positiven‘, ernsten, nicht-parasitären, Standard-Werte für dogmatisch. Seines Erachtens ist es unstatthaft,

„zu sagen, daß zwischen diesen positiven Werten und den Werten, die man ihnen gegenüberstellt („nicht standard“, nicht ernst, abnormal, parasitär und so weiter), zwischen diesen „nonpretended forms“ und den „pretended forms“, die Beziehung von *logischer Abhängigkeit* gegeben sei. [...] Wenn die ‚ernste‘ oder im allgemeinen ‚nonpretended‘ Form eines *speech act* in ihrer ersten Möglichkeit, in ihrer Struktur selbst nicht das Vermögen in sich trüge, einer „pretended form“ stattzugeben, hätte sie einfach nicht statt, sie wäre unmöglich.“⁸⁶

Für Derrida ist die von Austin und Searle ins Spiel gebrachte logische Abhängigkeit der *vorgegeben* Formen von den *nichtvorgegebenen* nicht einfach als logische Priorität zu verstehen; in der Abstempelung der vermeintlich abhängigen Größe zur parasitären, abnormalen erblickt er eine „dogmatische Axiologie“⁸⁷, soll heißen: eine Abwertung der abhängigen Größe. Derrida sieht darin die Herrschaft der traditionellsten Metaphysik am Werk: „Die traditionellste Metaphysik herrscht über das austinsche Erbe: über sein Vermächtnis und über die Übernahme dieses Vermächtnisses durch seine Erben.“⁸⁸ Indiz dafür sei: „Die hierarchisierende Axiologie, die ethisch-ontologischen Unterscheidungen, die sich nicht damit zufriedengeben, die Werte rund um eine ideale und unauffindbare Grenze entgegenzusetzen, sondern diese Werte einander *unterordnen* (normal/abnormal, eigen/parasitär, voll/leer, ernst/nicht ernst, wörtlich/nicht wörtlich, kurz, positiv/negativ und ideal/nicht ideal)“⁸⁹.

Derrida hat sich auch mit dem Aufsatz über den „logischen Status fiktionalen Diskurses“ befaßt, in dem Searle Austins Konzepts des *Vorgebens* (Pretending) weiterentwickelt. Doch sieht Derrida darin die schon Austin attestierte dogmatische Axiologie

85 Ebd., 143.

86 Ebd., 145.

87 Ebd., 146.

88 Ebd., 148.

89 Ebd.

nur reproduziert. „[Ü]ber die Struktur und die Möglichkeit des Parasitismus selbst, über die (Be-)Wertung normal/abnormal“⁹⁰, stellt Derrida mit Bezug auf Searles Aufsatz fest, werde nichts gesagt. „Die Logik des Parasitismus“, so Derrida weiter, „ist, in einem Wort, keine Logik der Unterscheidung oder des Gegensatzes, und Searle will ohne Unterlaß den Parasitismus *innerhalb* einer Logik analysieren, die er als Wirkung gleichzeitig möglich und unmöglich macht.“⁹¹

Ad w: (Ewiderung auf den zweiten Einwand): Sarl legt zum einen dar, daß der Ausschluß parasitärer Formen aus der Untersuchung der Sprechakte keine moralische Disqualifikation des Parasitären beinhalte, und zum anderen, daß es einfach ein Fehler sei zu sagen, Austin habe gedacht, der parasitäre Diskurs sei kein Teil der Alltagssprache. Derrida erwidert im Hinblick auf den ersten Teil dieses Einwands: „Ich denke, daß die Theorie der *speech acts* im Grunde und in ihrem fruchtbarsten, strengsten und interessantesten Teil [...] eine Theorie des Rechts, der Konvention, der politischen Moral, der Politik als Moral ist. Sie beschreibt [...] die reinen Bedingungen eines ethisch-politischen Diskurses, worin ihre Intentionalität an Konventionalität oder eine Regel gebunden ist.“⁹² Im Hinblick auf den anderen Teil des Einwands insistiert Derrida mit folgender Bemerkung: „Aber auch wenn Austin dieses ‚Teilhaben‘ zugestanden hat, so hat er doch vorgeschlagen, diesen Teil ‚auszuschließen‘.“⁹³

Ad x (Erwiderung auf den dritten Einwand): Derrida wehrt sich gegen den Vorwurf, er habe Iterabilität, Zitathaftigkeit und Parasitismus vermengt. Derrida sagt: „Niemals wurde in *Sec* gesagt oder nahegelegt, daß das Phänomen der Zitathaftigkeit dasselbe wie das Phänomen des parasitären Diskurses wäre“⁹⁴. Zudem sei in *Sec* auch niemals behauptet worden, Austin habe die Möglichkeit gelehnt, „daß Ausdrücke zitiert werden können. [...] Es wurde gesagt, daß er sich durch die Ausschließung, von der wir eben gesprochen haben, der Mittel beraubte, in der normal genannten Struktur die Möglichkeit des Zitats – und einiger anderer Dinge –

90 Ebd., 151.

91 Ebd., 151f.

92 Ebd., 153.

93 Ebd., 154.

94 Ebd., 155.

zu berücksichtigen. Er beraubt sich der Mittel, eine Möglichkeit zu berücksichtigen, die in dem von ihm ‚normal‘ genannten Gebrauch eingeschrieben ist.“⁹⁵

Ad y (Erwiderung auf den *vierten Einwand*): Derrida bestreitet, daß er, wie von Sarl behauptet, den Sinn, in dem von der geschriebenen Sprache gesagt werden könne, sie sei gegenüber der gesprochenen parasitär, vermenge mit dem Sinn, in dem von der Fiktion gesagt werden könne, sie verhalte sich parasitär zur Nicht-Fiktion. Derrida versichert:

„Es handelt sich [...] nicht darum, diese Parasiten untereinander gleichzusetzen, sondern hier zu bemerken, daß man, im Fall der Schrift *auch, auch noch*, von Parasiten spricht, und daß es nicht zufällig oder insignifikant ist, daß man es in all diesen Fällen tut. Dieses Symptom interessiert mich seit langem. Die parasitäre Struktur ist diejenige, die ich überall unter dem Namen der Schrift, des Zeichens [*marque*], des Marschs [*marche*], des Rands [*marge*], der *differance*, des Ppropfreises [*greffe*], des Unentscheidbaren, des Supplements, des *pharmakon*, des *hymen*, des *parergon* und so weiter zu analysieren versuche.“⁹⁶

Hier gewährt Derrida erneut Einblick in das Arsenal der von ihm ins Feld geführten Waffen.

Ad z (Erwiderung auf den *fünften Einwand*): Sarl stellt, als Gegenthese gedacht, fest: „Die Iterabilität der linguistischen Formen stellt eine Erleichterung und notwendige Bedingung für die besonderen Formen der Intentionalität dar, welche für Sprechakte charakteristisch sind“⁹⁷. Derrida macht demgegenüber geltend: „Was durch die Iterabilität beschränkt wird, ist nicht die Intentionalität im allgemeinen, sondern ihr Bewußtseinscharakter oder ihre Selbstpräsenz (aktuell, voll und adäquat), die Einfachheit ihres Wesens, ihre *Unteilbarkeit*.“⁹⁸

Die Psychoanalyse also – läßt nochmals grüßen.

Die Frage, die sich hier letztlich stellt, lautet: Wie ist die Debatte ‚Searle – Derrida, Derrida – Searle‘ einzuschätzen? Auf diese Frage mag es verschiedene Antworten geben. Eine ist die von

95 Ebd., 154f.

96 Ebd., 162.

97 Ebd., 165.

98 Ebd.

Stanley Cavell. Er hält die Auseinandersetzung für schädlich. Er ist der Ansicht, sie wäre besser unterblieben.⁹⁹

99 Vgl. dazu den Abschnitt über *Cavells Derrida*.

13 Cavells Derrida

“What Did Derrida Want of Austin?” Dies ist der Titel eines Vortrags, den Stanley Cavell am 4. Mai 1993 an der Bucknell University gehalten und zu dem er am darauffolgenden Tag auch noch ein gleichnamiges Seminar abgehalten hat.¹ Cavells Vortrag ist eine Antwort auf Derridas „Signatur Ereignis Kontext“. Wie Cavell gleich zu Beginn seines Vortrags darlegt, entsprechen die darin enthaltenen Ausführungen in etwa dem mittleren Drittel des mittleren Kapitels eines kleinen Buches, von dem er sagt, daß er es unter dem Titel “A Pitch of Philosophy” fertigzustellen gedenke.²

Cavell bezeichnet sich als Schüler Austins,³ zudem ist er ein ausgesprochener Anhänger des späten Wittgenstein. Ausdruck findet diese Orientierung vor allem in dem Buch *The Claim of Reason*.⁴ Cavell erinnert sich an dessen Entstehungszeit, wenn er sagt:

-
- 1 Vgl. Stanley Cavell, “What Did Derrida Want of Austin?”. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 42-65; “Seminar on ‘What Did Derrida Want of Austin?’”. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 66-90.
 - 2 Vgl. Stanley Cavell, *A Pitch of Philosophy. Autobiographical Exercises*. Cambridge, Mass. 1994. – Dt.: *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002.
 - 3 Vgl. Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 11f.
 - 4 Vgl. Stanley Cavell, *The Claim of Reason. Wittgenstein, Skepticism, Morality, and Tragedy*. Oxford 1979. – Dt.: *Der Anspruch der Ver-*

„Wenn ich damals in einem Satz den Grund dafür hätte angeben müssen, warum es dieses Buch gibt, so hätte er vielleicht gelautet: ‚Um zu helfen, die menschliche Stimme in die Philosophie zurückzuholen.‘ Das ist die Charta, die Austin und der späte Wittgenstein voraussetzen, wenn sie den Leser mit der Anmaßung ihrer Stimme in all ihrer unbegründeten und in gewissem Sinne unbegründbaren Arroganz konfrontieren – um ihrem Empfinden, daß die Stimme im Denken verlorengegangen ist, Geltung zu verschaffen. Sie ist in methodischer Hinsicht verloren gegangen durch das chronische Mißtrauen der Philosophie gegenüber der Alltagssprache [*ordinary language*], das in einer letzten Krisis in den von der analytischen Philosophie betriebenen, unvorteilhaften Vergleich (in den *Philosophischen Untersuchungen* nennt Wittgenstein ihn normativ) zwischen der Sprache des Alltags und logischen Konstruktionen mündete“⁵.

Cavell ist also bestrebt, der menschlichen Stimme im Denken erneut Geltung zu verschaffen. Nun aber sieht er sich in der Gestalt Derridas mit einem Autor konfrontiert, der der Stimme auf dem gleichen Schauplatz den Kampf ansagt. Derrida problematisiert das mit der menschlichen Stimme einhergehende Phänomen des *Sich-im-Sprechen-Vernehmens*. Dieses Phänomen ist konstitutiv für die von ihm bekämpfte Präsenz-Metaphysik, als welche er die gesamte abendländische Metaphysik bezeichnet. „*Die Geschichte der Metaphysik*“, sagt Derrida, „ist das absolute Sich-sprechen-hören-wollen.“⁶ Cavell beschreibt die Situation, mit der er sich durch Derrida konfrontiert gesehen hat, so:

„Das Angriffsziel von Derridas Dekonstruktion ist die metaphysische Stimme, ich meine die Stimme der Metaphysik, den Schatz der Philosophie; wohingegen Austin und Wittgenstein die Stimme, auf die sie sich berufen – wenn sie ihre Gesprächspartner dazu auffordern zu sagen, was sie sagen, und die Stimme zu erheben, wenn sie es nur wagen –, als Stimme des Alltäglichen [*the everyday*] oder des Gewöhnlichen [*the ordinary*] bezeichnen. Sie nennen sie so – und definieren dadurch kontex-

nunft. Wittgenstein, Skeptizismus, Moral und Tragödie. Frankfurt a. M. 2006.

- 5 Stanley Cavell, Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 97.
- 6 Jacques Derrida, Die Stimme und das Phänomen. Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls. Frankfurt a. M. 2003, 138

tuell, was sie unter dem Gewöhnlichen [*the ordinary*] verstehen – gerade um ihren Appell von dem Appell an die Metaphysik *abzuheben*. [...] Derrida steht der metaphysischen Stimme ebenso ablehnend gegenüber wie Austin und Wittgenstein – freilich auf seine Art.”⁷

Cavells Intention aber ist es, „die menschliche Stimme in die Philosophie zurückzuholen“. Wie mag ihm da Derridas Angriff auf die Stimme vorgekommen sein? „Derridas Behauptung, daß die Philosophie die Stimme übermäßig rühme“, sagt Cavell, „kam mir so vor, als machte sie mein Rufen nach ihr zunichte.“⁸ Kein Wunder, daß er auch von Derridas Austin-Kritik alles andere als begeistert ist.

Cavell spricht von „einer Begegnung bzw. einer gegenseitigen Verfehlung zwischen Austin und Derrida“⁹. Er hat den Eindruck, „that the encounter between Derrida and Austin and then Searle has proved to have done more harm than good.“¹⁰ Wie seine Auseinandersetzung mit Derridas Austin-Kritik aussieht, das beschreibt der musikinteressierte Cavell in der sogenannten „Ouvertüre“ zu *Die andere Stimme* mit folgenden Worten:

„Im zweiten Kapitel greife ich eine berühmte Begegnung mit Austins Werk auf, die durch Jacques Derridas ‚Signatur Ereignis Kontext‘ initiiert wurde, worin Derrida Austins Originalität lobt, ihn jedoch letztlich dahingehend interpretiert, daß er der alten (falschen) Gewichtung der Stimme durch die Philosophie erliege, indem er die Ansicht vertritt, daß diese im Gegensatz zur Schrift die Ernsthaftigkeit und Innerlichkeit von Gedanken autorisiere. Entgegen Derrida mache ich geltend, daß Austin und Wittgenstein durch ihre Unterscheidung zwischen metaphysischer und normaler Sprache zwischen dem unterscheiden, was man als die Stimme der Metaphysik und als die Stimme des Gewöhnlichen bezeichnen könnte; aber sie verstehen den Schaden bei der Verhexung der Philosophie durch die metaphysische Stimme nicht als Herabsetzung der Schrift (grenzenlose Differenz, Fremdheit, Distanz usw.), sondern als Unterdrückung der gewöhnlichen Stimme (meiner begrenz-

7 Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 102.

8 Ebd., 98.

9 Ebd., 29.

10 Stanley Cavell, „What Did Derrida Want of Austin?“. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 42–65, hier: 44.

ten Präsenz gegenüber der Welt und anderen in ihr, der kleinen Unterschiede und Vertrautheiten, die mein Dasein entwirft), was sich als Aufkommen des Skeptizismus und folglich auch der Thematik von Komödie und Tragödie deuten läßt.“¹¹

Vor allem der Tragödie, könnte man hinzufügen; denn gerade auf sie kommt Cavell, wie wir sehen werden, im Zusammenhang mit Austin zu sprechen.

Was die Auseinandersetzung Derridas mit Austin betrifft, so identifiziert Cavell zunächst einmal ein beiden offenbar gemeinsames Angriffsziel. Dies zeige sich in der „Wertschätzung des Umstandes, daß Austins Analyse der performativen Äußerungen exakt als Angriff auf das gelten kann, was die Dekonstruktion unter der Bezeichnung des Logozentrismus angreift.“¹² Cavell beeilt sich hinzuzufügen: „Ich nehme an, daß der Logozentrismus – ich spreche zögernd und gebrauche Sätze aus *Die Stimme und das Phänomen* – eine ‚Begrenzung des Sinns durch das Wissen, des Logos durch die Objektivität und der Sprache durch die Vernunft‘ benennt, die auf ‚die Einheit von Gedanke und Stimme im [in’] Logos hinausläuft“¹³.

Auch Austin spricht von einer *Begrenzung*, wenn er, gleich in der Ersten Vorlesung von *How to Do Things with Words*, konstatiert: „Die Philosophen haben jetzt lange genug angenommen, das Geschäft von ‚Feststellungen‘ oder ‚Aussagen‘ [statements] sei einzig und allein, einen Sachverhalt zu ‚beschreiben‘ oder ‚eine Tatsache zu behaupten‘, und zwar entweder zutreffend oder unzutreffend.“¹⁴ Austin aber kennt bestimmte Arten von Feststellungen, auf die dies *nicht* zutrifft. Er denkt an explizit performative Äußerungen wie ‚Ich verspreche dir, daß ich kommen werde‘, ‚Ich bitte dich, aufzustehen‘ oder ‚Ich taufe dich auf den Namen Karin‘. Äußerungen dieser Art sind für Austin nur scheinbar Feststellungen: Die in ihnen enthaltenen Verbformen („verspreche“, „bitte“, „taufe“) kommen nicht in berichtender Funktion vor, und

11 Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 12 (Übersetzung korrigiert).

12 Ebd., 124.

13 Ebd. (Übersetzung korrigiert).

14 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/1979, 25

die Äußerungen sind seines Erachtens auch nicht als wahr oder falsch anzusehen. Austin sagt:

„Man hat bemerkt, daß viele besonders haarige Wörter [wie ‚verspreche‘ oder ‚taufe‘ z. B.] in anscheinend deskriptiven Feststellungen nicht der Erwähnung eines besonders seltsamen Elementes im berichtenden Sachverhalt dienen, sondern daß sie Umstände anzeigen (nicht berichten), unter denen die Aussage gemacht wird, Einschränkungen, denen man sie unterwirft, daß sie anzeigen, wie sie zu nehmen ist, und der gleichen mehr. Wer solche Möglichkeiten, wie es früher gang und gäbe war, übersieht, begeht den ‚deskriptiven Fehlschluß‘“¹⁵.

Um diesen Fehlschluß geht es bereits in dem 1946 zum erstenmal erschienenen Aufatz “Other Minds” (dt.: „Fremdseelisches“). Es heißt: „Selbst wenn es zutrifft, daß ein Teil der Sprache jetzt rein deskriptiv ist, so war sie es doch ursprünglich nicht, und ein großer Teil der Sprache ist es immer noch nicht. Die Äußerung offensichtlich ritueller Ausdrücke bedeutet unter den angemessenen Umständen nicht, daß man die Handlung, die man vollzieht, beschreibt, sondern daß man sie ausführt (Ja’ [I do’])“¹⁶. In der Achten Vorlesung von *How to Do Things with Words* kommt Austin nochmals zurück auf diesen Fehlschluß. Inzwischen hat er seine Unterscheidung zwischen dem *lokutionären* und dem *illokutionären* Akt eingeführt. Den ersten hält er für eine Angelegenheit der *Bedeutung*, den letzteren für eine Angelegenheit dessen, was er ‚Kraft‘ (force) nennt. Mit Blick auf die zuerst genannte dieser beiden Unterscheidungen heißt es dann: „Man kann wohl sagen, daß die Philosophen diese Unterscheidung viel zu lange vernachlässigt haben; haben sie doch die Probleme alle als Probleme des ‚Sprachgebrauchs‘ behandelt. Und der ‚deskriptive Fehlschluß‘, von dem ich in der ersten Vorlesung gesprochen habe, entsteht ja gewöhnlich dadurch, daß man ein Problem der ersten Sorte irrtümlich als eines der zweiten Sorte aufgefaßt“¹⁷, soll heißen, daß man, in Austins Terminologie, einen Aspekt der illokutionären

15 Ebd., 26f.

16 John L. Austin, „Fremdseelisches“. In: Ders., Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart 1986, 101-152, hier: 136.

17 John L. Austin, Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 1972/1979, 117.

Kraft (des Sprachgebrauchs im engeren Sinn) irrtümlich als einen der Bedeutung angesehen hat.

Nun geht Cavell davon aus, daß Derrida eine gewisse Gemeinsamkeit gesehen habe zwischen der von ihm intendierten Kritik am Logozentrismus und Austins Warnung vor dem deskriptiven Fehlschluß (und, damit einhergehend, vor einer uneingeschränkten Anwendung des Wahrheitsbegriffs auf die Gesamtheit der Äußerungen). Durch die deflationäre Phrase (in der Bemerkung, es sei) „nicht das *Geschäft*“ aller Feststellungen, etwas zu beschreiben und in diesem Sinne wahr oder falsch zu sein, komme Austin, heißt es bei Cavell, „as close as he can to saying, in Derrida's terms, 'not [the] internal and positive condition of possibility [of language]'.“¹⁸ Von Austins Entdeckungen, so Cavell weiter, habe sich Derrida zwangsläufig angezogen fühlen müssen. Doch in Anbetracht dessen, daß er sage, „daß Austin die Analyse der performativen Äußerungen der Autorität des Wahrheitswertes [...] entziehen und sie mitunter durch den Wert der Kraft [...] ersetzen mußte“¹⁹, was, laut Derrida, nichts weniger als *nietzscheanisch* sei, habe er, *Cavell*, gemerkt, „daß Derridas Wahrnehmung der Angelegenheit in etwa das Gegenteil“²⁰ von seiner eigenen sei. Cavell gesteht zwar zu, daß es in Austins Werk einen nietzscheanischen Zug gibt; wie noch darzulegen sein wird, ist dieser Zug darin für Cavell aber in einer anderen Weise enthalten als in der auf Nietzsches Favorisierung der Kraft gegenüber der Wahrheit Bezug nehmenden Austin-Deutung Derridas. Mit dieser Deutung ist Cavell nicht einverstanden. Daß er es nicht ist, sagt er ganz deutlich. Das, was Austin an die Stelle des Wahrheitsbegriffs setze, sei „*not force but 'felicity'*.“²¹ „Aussagen, die der Wirklichkeit entsprechen, sind wahr, ansonsten falsch. (Dies definiert den Begriff der Aussage.) Performative Äußerungen, die der Wirklichkeit entspre-

-
- 18 Stanley Cavell, „What Did Derrida Want of Austin?“. In: Ders., Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida. Oxford 1995, 42–65, hier: 50.
 - 19 Stanley Cavell, Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 126 (Hervorhebung abgewandelt).
 - 20 Ebd.
 - 21 Stanley Cavell, „What Did Derrida Want of Austin?“. In: Ders., Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida. Oxford 1995, 42–65, hier: 51.

chen, glücken, ansonsten sind sie auf eine spezifische Weise verunglückt.”²²

Cavell wirft Derrida eine Fehlplazierung des Moments der Kraft vor. Zudem erhebe dieser Ansprüche auf eine Einschätzung der Momente des Glückens und Mißglückens von Äußerungen, von der er annehme, daß Austin sie nicht gehabt habe. Cavell drückt den Zusammenhang so aus: “Misplacing the role of ‘force,’ Derrida takes the role of ‘felicity’ and ‘infelicity’ to be one of determining failures of language as external to language rather than as conditions of language’s possibility – an insight he thinks Austin misses.”²³ Hier aber dürfte auf Seiten von Cavell eine Fehleinschätzung vorliegen, denn es verhält sich eher so, wie Stanley E. Fish sagt, der feststellt: “Austin acknowledges the pervasiveness of infelicity but continues to think of infelicity as ‘accidental’ [...]. Derrida, on the other hand, regards infelicity not as accidental but as structural and founding”²⁴.

Doch wie könnte die Derrida unterstellte Einschätzung erklärt werden? Cavells Erklärung lautet: „Ein Teil der Antwort liegt in der Art und Weise, in der Derrida das auffaßt, was er Austins Zurückweisen, Aufschub und Ausschließen einer ‚allgemeinen Theorie‘ nennt, die in allen Handlungen und Äußerungen ‚als wesentliches Prädikat oder als Gesetz [...] den Wert des Risikos oder der Möglichkeit des Mißlingens [untersuchen]‘ würde.“²⁵ Derrida fokussiert ganz ohne Frage das, wovon Austin sagt, daß er es aus seiner Untersuchung der performativen Äußerungen ausschließe. Doch scheint er das, was Austin ausschließt, dies jedenfalls ist Cavells These, für zwei Instanzen ein und derselben Theorie zu halten – während es in Wirklichkeit zwei unterschiedliche allgemeinere Theorien seien, die Austin ausschließt. Dadurch, daß Derrida mit Blick auf Austins Ausschließungshinweise von einem zweiten

-
- 22 Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 127.
 - 23 Stanley Cavell, “What Did Derrida Want of Austin?”. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 42–65, hier: 52.
 - 24 Stanley E. Fish, “With the Compliments of the Author: Reflections on Austin and Derrida”. In: *Critical Inquiry* 8:4 (1982), 693–721, hier: 701.
 - 25 Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 133.

Akt des Ausschließens und vom Ganzen der allgemeinen Theorie spricht, „wird deutlich, daß er offenbar glaubt, Austin grenze eine Theorie zweimal aus, anstatt zwei verschiedene Theorien zu bemühen“²⁶.

“Derrida cites two instances of what he evidently takes to be an exclusion of one and the same such theory. But in the passages Derrida cites from Austin’s text there is the exclusion (if that is the word) of *two different theories*. The first theory considers performatives as actions; the second considers them as utterances. The first theory deals with, in Austin’s terms, ‘extenuating circumstances’ applying to all *actions*; the second deals with what Austin describes as parasitical uses or non-serious uses of any *utterance*.²⁷”

Die erste dieser beiden ausgeschlossenen Theorien ist die Theorie der Entschuldigungen; sie befaßt sich mit Fehlschlägen, die performative Äußerungen mit allen (anderen) Handlungen teilen. Die zweite Theorie ist die Lehre vom vorgeblichen (‘pretense’) oder unaufrichtigen bzw. unernsten Verhalten; sie befaßt sich mit Fehlschlägen, die performative Äußerungen mit allen (anderen) Äußerungen teilen. Daß die aus Austins Beschäftigung mit den performativen Äußerungen ausgeschlossenen Theorien alle beide an anderen Orten entwickelt worden sind, dies hat Derrida offenbar nicht bemerkt. Bei Cavell jedenfalls heißt es: “Evidently Derrida was not aware that these are each theories that Austin had developed elsewhere: the former is the theory of excuses (one of Austin’s most notable contributions to philosophy), the latter is the theory of pretending or imitation (I’ll sometimes refer to it as a theory of insincerity) (which is one of Austin’s *least* notable contributions – by his own account).”²⁷

Mit den *Entschuldigungen* aber gerät auch das Tragische bzw. die Tragödie in den Blick – und mit der Tragödie – Nietzsche. „Entschuldigungen markieren den Bereich des Tragischen, das Jenseits des Entschuldbaren, des zu Rechtfertigenden, des Erklä-
r

26 Ebd., 140.

27 Stanley Cavell, “What Did Derrida Want of Austin?”. In: Ders., Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida. Oxford 1995, 42–65, hier: 52.

baren“²⁸. Menschliche Handlungen können unentschuldbar und/ oder unerträglich sein. Für Cavell stellt sich dieser Umstand so dar:

„Dieser Weg zum Bewußtsein der Unerträglichkeit menschlicher Handlungen – ihrer Über-Bestimmung und ihrer Über-Verschuldung ebenso wie von der Unerreichbarkeit von Gerechtigkeit – ist eine Art Interpretation von Nietzsches Wahrnehmung dessen, was er im siebten Abschnitt der *Geburt der Tragödie* als Hamlets Lethargie deutet, die dieser unter Gefühlen des Ekels erlebt. Dies ist der von mir vorausgesagte Punkt, an dem ein nietzscheanischer Zug in Austins Werk hineinspielt. Es ist der sensibelste Punkt an Austins Einschreibung [*inscription*] des Tragischen – sagen wir der tragischen Einzäumung des alltäglichen Lebens –, und zwar in seiner Beschwörung von Euripides’ *Hippolytos* in der ersten Vorlesung von *How to Do Things With Words*. Dieser Punkt ist in Austins Bemerkungen über Hippolytos ziemlich verborgen, und lange Zeit habe ich die Einschreibung nicht hinreichend ernst genommen.“²⁹

Worum handelt es sich? Was hat Hippolytos gesagt? Indem wir uns der Beantwortung dieser Fragen zuwenden, dies sollte bemerkt werden, begeben wir uns in den Bereich des Dramas bzw. seiner Aufführung auf einer Bühne, kurz: in den Bereich dessen, was Austin etwas später in seinem Text als ‚parasitär‘ bezeichnen wird.

Schon in der Ersten Vorlesung seiner Vorlesungsreihe befaßt sich Austin mit dem Moment des Unernsten bzw. Fiktionalen im Zusammenhang mit der

„Frage nach der Absicht hinter einer Äußerung. Zum Beispiel darf ich sie weder scherhaft noch als Verszeile niederschreiben. Aber wir haben dann leicht die Vorstellung, ihre Ernsthaftigkeit bestünde darin, daß die Worte (bloß) als äußereres, sichtbares Zeichen eines inneren geistigen Aktes fungierten – weil es gerade paßt oder weil man ihn festhalten oder mitteilen möchte. Von da ist es nur noch ein kleiner Schritt zu der unbewußten Annahme, daß die öffentliche Äußerung oft als wahre oder falsche Beschreibung des inneren Vollzugs gemeint sei. Ihren klassischen Ausdruck hat diese Vorstellung im ‚Hippolytos‘ (I.612) gefunden,

28 Stanley Cavell, Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 136.

29 Ebd.

wo Hippolytos sagt: [...] ,Meine Zunge hat geschworen, mein Herz (oder Geist oder sonst ein Künstler hinter den Kulissen) aber nicht.“³⁰

Eine Chance dieser Art, sich herauszureden, möchte Austin niemandem gewährt wissen. Er sagt: “Accuracy and morality alike are on the side of the plain saying *our word is our bond.*”³¹

Austins Euripides-Zitat wirft in Cavells Augen eine Reihe von Fragen auf. Er will diese lediglich erwähnen, ihnen nicht allzuviel Platz einräumen, deswegen setzt er sie in Klammern:

„(Ist Hippolytos, wenn er sagt: ,Meine Zunge hat geschworen, mein Herz aber nicht‘ – ein Schauspieler auf der Bühne? Ist er der Ansicht, daß er sich auf irgendeiner Art innerer Bühne befindet? Glaubt Austin, daß die eine oder andere dieser Möglichkeiten hier zutrifft? Ist Austin der Ansicht, daß wir oder irgendjemand zu irgendeinem Zeitpunkt eventuell nicht in der Lage sind, diese Unterschiede zu erkennen? Oder sie im Falle des Hippolytos nicht zu erkennen, da wir sie bei uns selbst nicht erkennen können? Gibt es etwas an der Gestalt des Hippolytos, das Austin über all dies in Verwirrung stürzen könnte? Sein beißender Kommentar über den ‚Künstler hinter den Kulissen‘ deutet an, daß da etwas ist. Ich versuche, derlei Fragen nicht die Oberhand gewinnen zu lassen.)“³²

Wie aber steht es in Wirklichkeit um die von Hippolytos in Anspruch genommene *reservatio mentalis* (wenn es sich um eine solche handeln sollte)? Gibt es Kriterien, anhand deren man sie und die mit ihr einhergehende Unaufrichtigkeit erkennen könnte? Cavell ist der Ansicht, daß es derartige, tatsächliches von bloß vorgeblichem Verhalten zu unterscheiden erlaubende Kriterien nicht gibt; oder anders gesagt,

„daß wir einerseits Dinge mittels Kriterien voneinander unterscheiden, die wir, wie wir feststellen, selbst für uns fixiert haben, und daß wir andererseits nicht durch Kriterien bedingte Annahmen haben über die Übergänge zwischen Wirklichkeit und Träumen, Phantasien, Ge-

30 John L. Austin, Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 1972/1979, 31f.

31 J. L. Austin, How to Do Things with Words. Oxford 1962/1975, 10.

32 Stanley Cavell, Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 139f.

dichten, Malerei und Theater – Übergänge, die traditionell teilweise unter der Überschrift der ‚Nachahmung‘ untersucht wurden, und die bei-läufig in den Passagen berührt werden, welche in Derridas Zitaten aus *How to Do Things With Words* als Auslöser von oder als Reaktion auf ein ‚Umschlagen‘ der Sprache eine große Rolle spielen.“³³

Cavell unterscheidet, kurz, zwischen Kriterien der *Identität* und Kriterien der *Existenz*. In *The Claim of Reason* sagt er: “Criteria are ‘criteria of being so’, not in the sense that they tell us of a thing’s existence, but of something like its identity, not of its *being* so, but of its being *so*. Criteria do not determine the certainty of statements, but the application of the concepts employed in statements.”³⁴ Das heißt: Für den einen der beiden von Austin aus seiner Untersuchung der performativen Äußerungen herausgehalte-nen Themenkomplexe gibt es Kriterien, für den anderen gibt es keine. „Die Unterschiede zwischen Entschuldigungen sind durch Kriterien bedingt; die Unterschiede zwischen Nachahmung, Vor-täuschen usw. und dem, was sie nachahmen oder vortäuschen (wirklich zu sein oder aufrichtig zu sein usw.) sind nicht durch Kriterien bestimmbar.“³⁵ An anderer Stelle fügt Cavell, wenn auch wiederum in eingeklammter Form, hinzu:

„Daß es kein Mittel gibt [...], wodurch man das Echte oder Wirkliche vom Falschen oder Gefälschten unterscheiden kann, ist eine Mög-lichkeit, um die Entdeckung zu formulieren, die (meines Erachtens) von Wittgenstein stammt, und auf die ich vor einiger Zeit angespielt habe, nämlich daß da nichts ist, was er als Kriterien für die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Traum bezeichnet, oder, wie ich hinzufüge, zwischen Belebtem und Unbelebtem, Aufrichtigkeit oder Ernsthaftig-keit und Unernst oder Hinterlist“³⁶.

Cavell geht davon aus, daß Austin „von dem Stück des Euripides mit seiner Studie über die Unergründbarkeit von Aufrichtigkeit

33 Ebd., 145.

34 Stanley Cavell, *The Claim of Reason. Wittgenstein, Skepticism, Morality, and Tragedy*. Oxford 1979, 45.

35 Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiogra-phi*e. Berlin 2002, 141f.

36 Ebd., 156.

sowohl angezogen wurde als auch dadurch beunruhigt war.“³⁷ Jedenfalls zeige sich an seiner Verwendung des *Hippolytos*, daß etwas an seiner Problematisierung des Ernsthafoten verquer sei.³⁸ Austin sehe den Hippolytos durch eine Auffassung, die die in dessen Äußerung zum Ausdruck kommende *reservatio mentalis* für fungibel hielte, „mit einer Ausrede versorgt, den Bigamisten mit einer Entschuldigung für sein ‚Ja‘ und den Wettbetrüger mit einer Rechtfertigung für sein ‚Ich wette‘.“³⁹ Solche, auf märchenhafte innere Akte rekurrierende Erklärungen lehnt Austin, wie erwähnt, ab. Was er, laut Cavell, aber nicht berücksichtige, sei der Umstand, daß Hippolytos gar nicht imstande sei, „sein Versprechen zu brechen und sein Wissen über die unbändige Leidenschaft seiner Stiefmutter Phädra für ihn“⁴⁰ preiszugeben – wodurch die tragische, Phädra, Hippolytos und seinen Vater Theseus in den Tod reißende Entwicklung ermöglicht werde. Cavell sagt: „Wenn also Austin aus dem *Hippolytos* die Lehre zieht, daß *unser Wort uns bindet*, berücksichtigt er nicht den Fall, in dem der Spruch eher ein Fluch als eine vernünftige Maxime ist.“⁴¹ Cavell spricht mit Blick auf diesen Umstand von „Austins ‚Vergeßlichkeit‘“⁴², einer Vergeßlichkeit, die er folgendermaßen erklärt: „Meine spontane Vermutung über das, was Austin vergessen wollte, lautet, daß das Äußern von Worten sich nicht auf die gleiche Weise entschuldigen läßt wie die Ausübung von Handlungen; oder kurz gesagt, daß etwas zu sagen letztlich, oder vor allem, aus Austinschen Gründen nicht genau oder bloß oder offensichtlich etwas tun heißt.“⁴³

Das eine ist Austins ‚Vergeßlichkeit‘, das andere diejenige Derridas. Auch ihm wirft Cavell Vergeßlichkeit oder so etwas wie Vernachlässigung vor, nämlich, “that he neglects the inscription of tragedy in that text, Austin’s citation from Euripides’ *Hippoly-*

37 Ebd.

38 Vgl. ebd., 154.

39 John L. Austin, Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 1972/1979, 32.

40 Stanley Cavell, Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 154.

41 Ebd., 154f.

42 Ebd., 159.

43 Ebd. (Übersetzung korrigiert).

*tus.*⁴⁴ Cavell hält die Hervorhebung dieses Umstands nicht für eine Art Retourkutsche, sondern für den Ausdruck einer bestimmten bei Derrida im Hinblick auf Austin offenbar vorhandenen Einschätzung. Daß dieser sein Studium mit der klassischen Philologie begonnen hatte, dies ist Derrida möglicherweise nicht bekannt gewesen. Cavell betont:

[Y]ou don't have to have Derrida's fields of ammunition to notice a citation from a Greek tragedy sitting there in the middle of Austin's text. Its going generally unnoticed seems significant to me quite beyond its being just the sort of tip or uncharacteristic step that interests Derrida. I suggested that the significance of its invisibility lies in an implied, shared image of who Austin is as a thinker, an image against which it makes no sense that Austin would invoke tragic literature to figure his moral.⁴⁵

Dem fügt Cavell zur Verdeutlichung dessen, was er moniert, hinzu: "Now to mention that brilliant readers do not notice Austin's reference to Euripides is to imply that they do not sense it important enough – to Austin – to mention; and I attribute this sense to a fixed imagination of what Austin is capable of thinking; so to accept the obvious here demands a wholesale revision of this imagined figure."⁴⁶

Ein weiterer Punkt, in dem Cavells Austin-Bild von demjenigen Derridas abweicht, betrifft die Einschätzung der Intention (des Sprechers). Cavell geht, völlig zu Recht, davon aus, „daß der Begriff der Intention im Gegensatz von Derridas Interpretation von Austin nicht Austins Vorstellung davon entspricht, was das Verstehen von Äußerungen steuert“⁴⁷. Derrida erblickt in der Intention so etwas wie ein ‚Organisationszentrum‘ des Kontextes.⁴⁸ Mit Blick auf den totalen Kontext und seine Elemente sagt er: „Ei-

44 Stanley Cavell, "Seminar on 'What Did Derrida Want of Austin?'". In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 66-90, hier: 70.

45 Ebd., 79.

46 Ebd., 82.

47 Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 157.

48 Vgl. Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 15-45, hier: 35.

nes dieser wesentlichen Elemente – und nicht nur eines unter anderen – bleibt klassischerweise das Bewußtsein, die bewußte Anwesenheit der Intention des sprechenden Subjektes in der Totalität seines lokutionären Aktes.“⁴⁹

Nun hat Austin schon bei der Erstpräsentation der sechs von ihm unterschiedenen Arten von Unglücksfällen (‘infelicities’) im Rahmen einer Fußnote zu Γ.1 darauf hingewiesen, daß er die Forderung, daß der Sprecher bestimmte „Absichten haben muß, nicht einfach zu den ‚Umständen‘“⁵⁰ schlagen möchte, um die es (genau gesagt) in A.2 geht; doch Derrida scheint diese Bemerkung in den Augen Cavells überzuinterpretieren. Bei Cavell heißt es: „Anscheinend hält Derrida Austins Bemerkung über das Haben von Absichten [...] für einen Hinweis darauf, daß die Intention ‚wichtiger‘ für die Etablierung einer performativen Äußerung sei“⁵¹ als andere Umstände. Dies aber trifft nicht zu. Denn auch wenn ich ein Versprechen gebe (indem ich sage ‚Ich verspreche...‘), ohne die Absicht zu haben, es einzulösen, „habe ich dennoch ein Versprechen gegeben“.⁵² „Dies scheint das Gegenteil davon zu sein, die Intention zum organisierenden Zentrum in der Analyse performativer Äußerungen zu machen“.⁵³

Man sieht, Cavell, von jeher erklärter Anhänger Austins, hält daran fest, ihn zu verteidigen. Natürlich auch gegen Derrida. Mag sein, daß dadurch einiges von dem, was in den Auseinandersetzungen zwischen Searle und Derrida zwischen den sich verhärtenden Fronten zerrieben zu werden drohte, schließlich doch wieder diskutabel geworden ist.

49 Ebd., 34.

50 John L. Austin, Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 1972/1979, 37, Anm. 10.

51 Stanley Cavell, Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 163.

52 Ebd.

53 Ebd., 164.

14 Felmans Austin

Shoshana Felman macht aus Austin eine Art Diskursivitätsbegründer im Sinne Foucaults, das heißt einen Autor wie Marx oder Freud. In Austin erblickt Felman nicht nur oder nicht in erster Linie den Entdecker der performativen Äußerungen, sondern einen Autor, bei dem tendenziell alles, was er gesagt hat, vor allem aber, *wie* er es gesagt hat, von besonderer Wichtigkeit, ja Verführungs-kraft ist. Felman jedenfalls hat sich von Austin ‚verführen‘ lassen, wie sie selbst eingesteht. Am Anfang des § 4 ihres Buches *The Scandal of the Speaking Body* macht sie auf diesen Tatbestand aufmerksam, indem siebekannt: “I had better declare at once that I am *seduced* by Austin. I like not only the openness I find in his theory, but the theory’s potential for scandal; I like not only what he says, but what he ‘*does* with words.’ And it is the import of this *doing* (as distinct from the saying, from the simple theoretical statement) that I want now to articulate. After having done things with what he says, I shall try to say what he does.”¹ Austin habe zwar unentwegt gefragt, was wir *tun*, wenn wir sagen, was wir sagen; die Ideengeschichte aber habe niemals den Versuch unternommen, den Spieß umzudrehen: “[T]he history of ideas has never inquired into what Austin was doing with what he was saying.”² Felman möchte diesem Versäumnis begegnen. Sie stellt Austin als einen Autor hin, der seinen Lesern Vergnügen bereitet, der sie zum Lachen bringt; der bewußt Fehlleistungen produziert;

1 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages*. Stanford 2003, 48.

2 Ebd., 49.

der weit verbreitete Annahmen und Vorurteile über den Haufen wirft; der ein theoretisches Fiasco erzeugt und dies mit Absicht tut, der seine eigenen Zwecke verfehlt und seine eigenen Versprechen nicht einhält – der jedoch, indem er dies alles tut, *Geschichte macht*. Gegen Ende ihrer gesamten Untersuchung kommt Felman noch einmal darauf zu sprechen, wenn sie sagt:

“At the beginning of this section, I said that I would try to say what Austin *does* with words. I have just suggested that he not only produces laughter, produces pleasure, produces slips and stumbles, explodes beliefs and prejudices, produces a theoretical fiasco or *fails* to meet his own ends, to keep his own promises, but also that, in doing this (like Freud, like Lacan, like Nietzsche, and moreover like Marx), he *makes history*: that his speech act participates in what one might well call the *logic of the scandal* of historical practice, owing to the very fact that it has enough force to set in motion a systematic series of misunderstandings, that is, a historical operation – no doubt unconscious – of repression.”³

Shoshana Felman ist Literaturwissenschaftlerin französischer Provenienz. Das Thema, das ihr vornehmlich am Herzen zu liegen scheint, ist der *Don Juan*-Mythos, so wie er in Molieres gleichnamiger Komödie behandelt wird. In dieser Komödie spielt das *Versprechen* eine zentrale Rolle. “*Don Juan* is [...] indeed a play about promising.”⁴ Das Versprechen aber ist *das* Musterbeispiel für eine performative Äußerung, es ist das Paradigma, an dem am besten erörtert werden kann und am häufigsten erörtert worden ist, worum es der Sprechakttheorie geht. Die Situation, so wie sie sich Felman dargestellt haben mag, beschreibt John Forrester, der Historiker der Psychoanalyse, indem er sagt: “The promise is the linch-pin of Felman’s *rapprochement* of Moliere’s *Don Juan* and Austin’s theory of performatives”⁵. Wenn es in Molieres *Don Juan* vornehmlich um das Versprechen geht, dann würde man gern erfahren, was dazu von Seiten der Sprechakttheorie aufschlußreiches gesagt werden kann. Dies herauszuarbeiten genügt Fel-

3 Ebd., 107.

4 Ebd., 13.

5 John Forrester, “What the psychoanalyst does with words: Austin, Lacan and the speech acts of psychoanalysis”. In: Ders., *The Seductions of Psychoanalysis. Freud, Lacan and Derrida*. Cambridge 1990, 141-167, Anmerkungen 340-352, hier: 345.

man jedoch nicht. Das in ihrem Buch verfolgte Interesse ist vielmehr zweifacher Art: "The question that this book will raise is [...] twofold: how does research on the performative shed light on the myth of Don Juan? but also, on the other hand, what light does the Don Juan myth shed on performative theory?"⁶

Daß die Theorie der performativen Äußerungen Licht auf die von Don Juan gegebenen Versprechen werfen könnte, mag man sich vorstellen; doch daß auch umgekehrt der *Don Juan*-Mythos irgendein Licht werfen könnte auf das Paradebeispiel der Sprechakttheorie, mag zunächst mit Skepsis betrachtet werden. Dies allerdings wird sich ändern, wenn man bedenkt, daß Don Juan die Institution des Versprechens ausbeutet, ja mißbraucht. "Don Juan is devoted to a examination *en acte* of the meaning of promises and the ways in which they can be made to misfire, not perform: the promises of marriage being a key stage in the dialectic of seduction"⁷. Don Juan gibt Versprechen, vor allem, dies ist seine Spezialität, Eheversprechen. Diese sind hinsichtlich seiner Erfolge durchaus operativ: Letztere gründen sich darauf, daß er jene gibt; doch von keinem seiner Versprechen kann man sagen, daß er es hält. "Don Juan obviously abuses the institution of promising. But what does this abuse signify about promising itself? The scandal of seduction seems to be fundamentally tied to the scandal of the broken promise. *Don Juan* is the myth of scandal precisely to the extent that it is the myth of violation: the violation not of women but of promises made to them; in particular, promises of marriage."⁸

Was sagt der bei Don Juan zu beobachtende Mißbrauch der Institution des Versprechens über letzteres aus? Das, was Felman vorschwebt, ist ein Skandal, ein Skandal, der in mehrfacher Hinsicht gegeben sein soll und den sie für unreduzierbar hält: "the scandal [...] of the incongruous but indissoluble relation between language and the body; the scandal of the *seduction* of the human

6 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. *Don Juan* with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 4.

7 John Forrester, "What the psychoanalyst does with words: Austin, Lacan and the speech acts of psychoanalysis". In: Ders., The Seductions of Psychoanalysis. Freud, Lacan and Derrida. Cambridge 1990, 141-167, Anmerkungen 340-352, hier: 345.

8 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. *Don Juan* with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 4.

body insofar as it speaks – the scandal of the promise of love insofar as this promise is *par excellence* the promise that cannot be kept; the scandal of the promising animal insofar as what he promises is precisely *untenable*.⁹

In Molieres *Don Juan* werden laut Felman zwei einander widerstreitende Auffassungen von Sprache manifest. Orientiert an Austins Ausgangsunterscheidung, an ihr festhaltend und diese weiterverwendend, spricht Felman von einer konstativen und einer performativen Sprachauffassung. Diese Auffassungen seien auf die Protagonisten des Dramas von Moliere distribuiert. Die erstere der beiden Auffassungen sei die der Gegner und Opfer Don Juans, die letztere sei seine eigene:

"[T]he various individuals who perform acts of commitment have differing concepts of language. What is really at stake in the play – the real conflict – is, in fact, the opposition between two views of language, one that is cognitive, or constative, and another that is performative. According to the cognitive view, which characterizes Don Juan's antagonists and victims, language is an instrument for transmitting *truth*, that is, an instrument of knowledge, a means of *knowing* reality."¹⁰

Die Sprachauffassung Don Juans hingegen sei weder kognitiv oder konstativ noch informativ. "Language, for Don Juan, is performative and not informative; it is a field of enjoyment, not of knowledge."¹¹ Wissen (Erkenntnis) und Genuß finden sich hier konfrontiert, so wie bei Freud das Realitätsprinzip und das Lustprinzip. Don Juans Gegner orientieren sich am Realitätsprinzip, er selbst aber frönt ungehemmt dem Lustprinzip.

Don Juans Rhetorik der Verführung kann verdeutlicht werden anhand der von Austin ins Spiel gebrachten Unterscheidung zwischen *Kraft* ('force') und *Bedeutung* ('meaning'). Felman lässt außer acht, was hier aber nicht ins Gewicht fällt, daß Austin mit Hilfe dieser Unterscheidung einen Neuanfang im Rahmen seiner Theorieentwicklung gemacht hat. Felman spricht weiterhin von performativen Äußerungen, und sie erblickt in Bedeutung und Kraft *deren* Hauptaspekte. Ähnlich wie Austin, der die Aspekte Handlung (bzw. Kraft) und Wahrheit (bzw. Bedeutung) auf die beiden

9 Ebd., 5.

10 Ebd., 13.

11 Ebd., 14.

Teile eines explizit performativen Satzes, den performativen Eröffnungsteil (der klarmacht, wie die Äußerung aufzufassen ist) und den Teil des ‚daß‘-Satzes, der erforderlich ist, um wahr oder falsch zu sein, verteilt sieht,¹² so verhält es sich Felman zufolge auch mit Don Juan: Dieser beansprucht gewissermaßen den Kraftaspekt einer Äußerung, seinen Gegnern und Opfern aber bleibe der Bedeutungsaspekt überlassen.

“The rhetoric of seduction may in this way be summarized by the performative utterance *par excellence*: ‘*I promise*’, an utterance in which all the *force* of Don Juan’s discourse is subsumed, and which is opposed, on the other hand, to the *meaning* of the discourse of the other characters in the play, a discourse that, for its part, is better summed up by Charlotte’s demand – the constative demand *par excellence*: ‘We have to know the truth’ (III, iii). The dialogue between Don Juan and the others is thus a dialogue between two orders that, in reality, do not communicate: The order of the act and the order of meaning, the register of pleasure and the register of knowledge.”¹³

Die Ordnung des Aktes oder der Kraft und die Ordnung der Bedeutung, das Lustprinzip als das Register des Genusses, und das Realitätsprinzip als das der Erkenntnis bzw. des Wissens, sie stehen einander unversöhnt gegenüber.

Performativ sind für Felman übrigens auch die Bemerkungen eines Psychoanalytikers in der psychoanalytischen Kur. Felman sagt:

“Each time the analyst speaks, interprets in the psychoanalytic situation, he gives something asked of him. What he gives, however, is not a superior understanding, but a reply. The reply addresses not so much what the patient says (or means), but his call. Being fundamentally a reply to the subject’s question, to the force of his address, the interpretive gift is not constative (cognitive) but performative: the gift is not so much a gift

12 Vgl. J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/21975, 90.

13 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages*. Stanford 2003, 17.

of truth, of understanding or of meaning: it is, essentially, a gift of language.”¹⁴

Auch die spektakulären Verführungserfolge Don Juans verdanken sich ausschließlich, so Felman, dem Einsatz sprachlicher Mittel. Felman stellt im Hinblick auf Molieres Drama fest: “If we consider the play in terms of success or failure, it is no doubt significant that Don Juan’s spectacular erotic success is accomplished by linguistic means alone.”¹⁵ Schon der Mund Don Juans sei “the precise place of mediation between language and the body. Don Juan’s mouth is not simply an organ of pleasure and appropriation, it is also the speech organ *par excellence*, even the organ of seduction.”¹⁶

Don Juan gibt Versprechen, doch er ist weit davon entfernt, sie zu halten. Dennoch ist er kein Lügner; als jemand, der Versprechen in explizit performativer Form gibt, könnte er das auch nicht sein, denn: „Solche Wendungen können genaugenommen keine Lügen *sein*, obgleich sie Lügen ,implizieren’ können, so wie ‚ich verspreche es’ impliziert, daß ich es voll und ganz beabsichtige, was vielleicht gar nicht zutrifft.“¹⁷

Don Juan ist kein Lügner, er ist eher ein Spieler, jemand, der unter anderem mit der Selbstreferentialität performativer Äußerungen spielt:

“Although he has no intention whatsoever of keeping his promises, the seducer, strictly speaking, does not lie, since he is no more than playing on the self-referential property of these performative utterances, and is effectively accomplishing the speech acts that he is naming. The trap of seduction thus consists in producing a *referential illusion* through an utterance that is by its very nature *self-referential*: the illusion of a real or extralinguistic act of commitment created by an utterance that refers only to itself.”¹⁸

14 Shoshana Felman, Jacques Lacan and the Adventure of Insight. Psychoanalysis in Contemporary Culture. Cambridge, Mass. 1987, 119.

15 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 14.

16 Ebd., 37.

17 John L. Austin, „Fremdseelisches“. In: Ders., Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart 1986, 101-152, hier: 136.

18 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 17.

Versprechen, so wie Don Juan sie handhabt, erzeugen demnach die Illusion realer, auch für Bereiche ‚außerhalb der Sprache‘ gelender Verpflichtungen.

Was die Beurteilung der Verführungserfolge Don Juans betrifft, so ist der durchaus delikate Umstand zu bemerken, daß die Annahme eines von ihm gegebenen Heiratsversprechens zuweilen einen speziellen Preis hat: Sie setzt auf Seiten seiner Opfer voraus, daß diese ihrerseits ein von ihnen selbst zuvor gegebenes Versprechen brechen. „It is important to note that, for all the women he seduces, accepting Don Juan’s promise of marriage is possible only at the price of breaking a promise of their own. Elvira has to break her commitment to live in a convent, and Charlotte her promise to marry Pierrot.“¹⁹

Worin aber besteht der eigentliche Skandal, von dem Felman spricht? Im Grunde genommen besteht er in dem von Nietzsche angesprochenen Drama des Tieres, das Versprechen geben darf. Gleich zu Beginn der Zweiten Abhandlung seiner Schrift „Zur Genealogie der Moral“ sagt Nietzsche:

„Ein Thier heranzüchten, das versprechen darf – ist das nicht gerade jene paradoxe Aufgabe selbst, welche sich die Natur in Hinsicht auf den Menschen gestellt hat? ist es nicht das eigentliche Problem vom Menschen?... Dass dies Problem bis zu einem hohen Grad gelöst ist, muss Dem um so erstaunlicher erscheinen, der die entgegenwirkende Kraft, die der Vergesslichkeit, vollauf zu würdigen weiß. Vergesslichkeit ist keine blosse vis inertiae, wie die Oberflächlichen glauben, sie ist vielmehr ein aktives, im strengen Sinne positives Hemmungsvermögen“²⁰.

Interessant unter anderem, daß Nietzsche in der Vergeßlichkeit eine ‚entgegenwirkende Kraft‘ erblickt. Sollte es sich dabei um eine gerade der illokutionären Kraft des Versprechens entgegenwirkende Kraft handeln? Genau genommen ist es dies, worauf Shoshana Felman aufmerksam machen möchte bzw. hinauswill.

19 Ebd., 27.

20 Friedrich Nietzsche, „Zur Genealogie der Moral“. In: Ders., Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral. Kritische Studienausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München/Berlin 1988, 245-412, hier: 291.

Ein Versprechen *kann* laut Felman eigentlich gar nicht gegeben werden. Es setzt auf Seiten des Versprechenden eine Kombination aus Konsistenz und Konstanz voraus, die nicht garantiert werden kann. Ein Versprechen macht Konsistenz fungibel – “in the sense that any speech-act [...] [commits us] at least to consistency”²¹; doch zumindest bei einem Versprechen, sogar solche der Heirat, völlig amoralisch gebenden Typen, wie Don Juan ihn verkörpert, ist an die geforderte Konsistenz mit keiner Silbe zu denken. Bei Felman heißt es. “If every marriage is, of course, a promise, every promise is to a certain extent a promise of marriage – to the extent that every promise promises *constancy* above all, that is, promises consistency, continuity in time between the act of commitment and future action. [...] Don Juan is of course only playing, through the multiplicity of his promises of marriage, with the *illusion* of constancy inherent in the promise”²². Die Konsistenz der Haltungen und Handlungen und die damit einhergehende Konstanz der Absichten und Willensstrebungen, sie sind für Felman *illusionär*. Das heißt, Moralität ist für sie illusionär.

Was in dem von Don Juan an den Tag gelegten Unernst zum Vorschein kommt, das sind dem Versprechen inhärente Eigenschaften. Und es ist vor allem das Versprechen der Liebe, das eigentlich gar nicht gegeben, weil es nicht eingehalten werden kann. Darin besteht der Skandal des Versprechens. So sieht es laut Felman auch Austin:

“The scandal, according to Austin, [...] arises from the performative logic of ‘giving what you don’t have,’ through which, moreover, Lacan in fact defines love (*Ecrits*, p. 69). The scandal, in other words, is always in a certain way the scandal of the promise of love, the scandal of the *untenable*, that is, still and always, the scandal – Donjuanian in the extreme – of the promising animal, incapable of keeping his promise, incapable of not making it, powerless both to fulfill the commitment and to avoid committing himself”²³.

21 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/21975, 154.

22 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages*. Stanford 2003, 20.

23 Ebd., 111.

Für Felman gibt es "within the promise a sort of internal cleavage, an inherent dehiscence."²⁴ Gerade diese dem Versprechen innenwohnende Spaltung aber sei es, die der *Don Juan*-Mythos zum Vorschein bringe. "The Don Juan myth thus deals with the performative in such a way as to bring to light this breach inherent within it."²⁵

In Molieres *Don Juan* dreht sich also alles um Versprechen. Daß seitens der Sprechakttheorie, die das Versprechen zu ihrem Musterbeispiel erhoben hat, etwas zum *Don Juan*-Mythos gesagt werden kann, ist zu erwarten gewesen. Weniger erwartbar ist Felmans Rede davon, daß auch Austin eine Art Don Juan gewesen sei. Felman spricht von ‚Austin's Donjuanism'. Sie vergleicht das Vorgehen Austins in *How to Do Things with Words* mit demjenigen Don Juans – und erblickt gewisse Ähnlichkeiten oder Entsprechungen. Eine dieser Entsprechungen hänge mit der Substitution des Begriffs der *Wahrheit* durch den (allgemeineren) der *Erfüllung* zusammen, die Austin unterstellt wird. Der Terminus ‚Erfüllung' ('satisfaction') wird dabei im Sinne der Lust oder des Vergnügens verstanden. Felman sagt: "It is striking to note that Austin's fundamental gesture, like Don Juan's, consists in substituting, with respect to utterances of the language, the criterion of *satisfaction* for the criterion of *truth*. [...] Thus, like Don Juan, Austin too introduces into the thinking about language the dimension of *pleasure*, quite distinct from that of knowledge"²⁶. Felman bezieht sich hier auf den Umstand, daß Austin Wahrheit und Falschheit (zu Beginn der Zwölften Vorlesung von *How to Do Things with Words*) als Namen für eine Beurteilungsdimension von Äußerungen ausgibt, die Auskunft darüber erteilt, "how the words stand in respect of *satisfactoriness* to the facts, events, situations, &c., to which they refer."²⁷

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Don Juan und Austin bestehe in dessen Absicht, der Vorherrschaft des Wahr/falsch-Fetisch den Garaus zu machen. "In fact Austin, like Don Juan, is not simply an unbeliever, he is an iconoclast, a destroyer of fetish-

24 Ebd., 13.

25 Ebd., 29.

26 Ebd., 41.

27 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/1975, 149 (Hervorhebung hinzugefügt).

es.”²⁸ Felman resümiert: “Like Don Juan, Austin takes into account the subversive, and self-subversive, potential of the performative.”²⁹

Austin ist der Begründer der *Sprach*-Philosophie, einer Methode, der zufolge bei der Konfrontation mit philosophischen Problemen zunächst einmal die gewöhnliche Sprache befragt werden soll. Austin ist zudem der Begründer der Sprechakttheorie. Er ist Philosoph; ist er auch Linguist? Laut Felman lässt sich sagen: „so-wohl – als auch‘ und ‚weder – noch‘.

“That Austin may be *both* philosopher *and* linguist, and at the same time, properly speaking, quite *outside the alternative – neither* philosopher *nor* linguist (just as a psychoanalyst is *neither* a psychiatrist *nor* a psychologist) – this can scarcely satisfy the history of ideas, which in fact reproaches Austin for being too much a linguist for philosophy (at Royaumont), and at the same time too philosophical for linguistics”³⁰.

Gibt es denn überhaupt jemanden, der zugleich Philosoph und Linguist ist, ohne weder das eine noch das andere zu sein? Interessanterweise gibt es solch eine Figur in Gestalt von Paul Grice, und dies nicht nur in den Augen von Siobhan Chapman³¹, sondern gewissermaßen auch in denen von Shoshana Felman. Auf die von Grice formulierten Gesprächsmaximen Bezug nehmend, stellt Felman fest:

“Thus Grice’s theory constitutes, in a way, an enterprise aimed at ‘*correcting*’ the possible *unhappiness* of the performative, an effort to eliminate the scandal of the act of failing inherent in the performative. If, then, on the one hand, critics of ‘seriousness’ reproach Austin for being *too serious*, for his excessive adherence of what is supposedly ‘normal,’ Grice’s doctrine takes him to ask on the other hand, implicitly at least, for his excessive adherence to the scandal of the ‘abnormal’ or of infelicity. Hence Grice’s effort to correct the abnormal by his own attempt to

28 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 42.

29 Ebd., 43.

30 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 105.

31 Vgl. Siobhan Chapman, Paul Grice, Philosopher and Linguist. New York 2005.

normalize the acts of language – or of the speaking body. By improving the manual – which he takes at face value – Grice, it seems, thinks he has really understood, ‘*how to do* things with words.’”³²

Wie man vorgehen soll, wenn man etwas mit Wörtern tun will, genau darüber geben die von Grice aufgestellten Maximen in der Tat Auskunft.

Shoshana Felman, haben wir gehört, hat sich von Austins Schreibstil verführen lassen. Ihr gefällt nicht nur die in seiner Theorie enthaltene Offenheit, sondern auch das darin enthaltene Skandal-Potential. Felman gefällt nicht nur, was Austin *sagt*, sondern auch das, was er selbst mit Wörtern *tut*. Wie hoch sie Austins Leistung letztlich einschätzt, das zeigt sich, wenn sie gegen Ende ihrer Untersuchung vorschlägt, in Austins Entdeckung einen *neu(artig)en Typus von Materialismus* zu sehen. Felman sagt: “I suggest that Austin’s materialism lies *between* the materialism of psychoanalysis and that of atomic physics, since, like psychoanalysis, it is concerned with the speaking body, and since it displaces the notion of act in the same way that the physics of relativity displaces that of matter.”³³ Materie hat laut Relativitätstheorie nur eine relative Existenz innerhalb einer Interaktion von Materie/Energie-Relationen.³⁴ Ähnlich soll es um den Sprechakt bestellt sein. Bei Felman heißt es:

“I suggest that it is in a sense parallel to the discovery of the matter/energy unity that Austin discovers the singular ‘unity’ of the speech act, that is, a relation, precisely, between the matter of language (little bits of sentences, phrases, signifiers, atoms of the speaking body) and energy or (illocutionary) ‘force,’ that space of undecidability between matter and energy, between ‘things’ and ‘events.’ And here again, energy is obtained only by the explosion of semantic atoms, the recrudescence [das Wiederaus- / aufbrechen] of force is achieved only at the price of the loss or the bursting of the signifying matter.”³⁵

32 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 97.

33 Ebd., 109.

34 Vgl. ebd.

35 Ebd.

Mit dem von ihm ins Spiel gebrachten Begriff der *illokutionären Kraft* scheint Austin in die Gemeinschaft der bedeutendsten Entdecker aufgenommen worden zu sein.

Nach dem Bild von Austin, das Felman ungeachtet dieser Wertschätzung gewonnen hat, ist dieser durchaus kein Anwalt der Ernsthaftigkeit (‘seriousness’). Felman sagt: “If Austin *displays seriousness*, it is not in order to *play an unserious role* but – in his own words – to *play the devil*.³⁶ Auch hierin soll Austin Don Juan ähneln. “Like Don Juan, Austin takes pleasure – to use his own terms – in *playing old Harry*, playing the devil.”³⁷ Austin sehe sich durch seine Unterscheidung von fünf Klassen von Sprechaktyverben ermuntert, “to *play Old Harry with two fetishes*”³⁸, wovon der eine der Wahr/falsch-Fetisch ist. Um diesem den Garaus zu machen, dazu ist Austin ausgezogen. Doch sollte man deshalb von einem ‚diabolischen‘ Austin sprechen, wie es Sybille Krämer im Anschluß an Shoshana Felman tut? Zweifel mögen hier berechtigt sein. Sollte Sybille Krämer sie zerstreut haben?³⁹

36 Ebd., 95.

37 Ebd., 87.

38 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/1975, 151.

39 Vgl. den Abschnitt über *Krämers Austin*.

15 Butlers Austin

An der Performativ/konstatiiv-Unterscheidung und deren Schicksal ist Judith Butler nicht sonderlich interessiert, doch sie arbeitet mit einem Konzept von ‚Performativität‘, das sie auf Austin und die von diesem zum Thema gemachten performativen Äußerungen zurückführt. Butler benutzt dieses Konzept, um genauer zu erklären, was ihr an der ‚Subjektivation‘ wichtig erscheint, die sie, vornehmlich in Auseinandersetzung mit Althusser und Foucault, näher zu bestimmen versucht. „Subjektivation“ bezeichnet den Prozeß des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozeß der Subjektwerdung. Ins Leben gerufen wird das Subjekt, sei es mittels Anrufung oder Interpellation im Sinne Althussers oder mittels diskursiver Produktivität im Sinne Foucaults, durch eine ursprüngliche Unterwerfung unter die Macht.¹ Entscheidend für die Subjektivation ist vor allem die Zuschreibung der Geschlechtsidentität, im Hinblick auf die ebenfalls erklärt wird, wie sie vonstatten geht. Eine orthodoxe Sprechakttheoretikerin ist Judith Butler nicht, und sie will es auch nicht sein. Kein Wunder deshalb, wenn in ihren Ausführungen dann und wann von ‚performativen Sprechakten‘ (statt Äußerungen), von ‚illokutionären Äußerungen‘ (statt von performativen), von ‚illokutionären performativen Äußerungen‘ (statt einfach von illokutionären Akten) oder von ‚performativer Kraft‘ (statt von illokutionärer) die Rede ist. Solche Abweichungen von Redeweisen der orthodoxen Sprechakttheorie sind nicht einmalig. Sie finden sich sogar bei Ei-

1 Judith Butler, Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a. M. 2001, 8.

ke von Savigny, der *How to Do Things with Words* ins Deutsche übersetzt hat, und bei dem von z. B. von „expliziten illokutionären Akten“² die Rede ist. Es handelt sich hier um Vermischungen von *Austin-I* (dem Austin der performativen Äußerungen) und *Austin-II* (dem der illokutionären Akte), die selbst bei Recanati zu beobachten sind, bei dem die Bezeichnung ‘constative force’ vor kommt³; als Leser muß man darüber hinwegsehen.

Performativität ist für Butler ein zentrales Phänomen, und zwar insofern, als es Beziehungen zum *Körper* aufweist, und dies sogar in mehrfacher Hinsicht. Zum einen vertritt Butler mit Fellman die „These, daß der Sprechakt eine körperliche Handlung ist“⁴, was heißen soll, „daß der Sprechakt als Handlung eines sprechenden Körpers immer in bestimmtem Maße unwissend darüber ist, was er ausführt, bzw. daß er immer etwas Unbeabsichtigtes sagt“⁵. „Der Körper ist gleichsam der blinde Fleck des Sprechens: das, was über das Gesagte hinaus, jedoch gleichzeitig in ihm und durch es agiert.“⁶ Zum anderen ist der Körper in seiner Materialität laut Butler ein Schauplatz der sozialen Geschlechtsidentität: letzteres in dem Sinne, daß sich gesellschaftliche Imperative auf sie beziehen, so wie sich individuelle Darstellungen, Performanzen, auf sie beziehen. Performativität und darstellerische Realisierungen sind allerdings nicht gleichzusetzen:

„[D]ie darstellerische Realisierung [performance] als begrenzter ‚Akt‘ unterscheidet sich von der Performativität insofern, als letztere in einer ständigen Wiederholung von Normen besteht, welche dem Ausführenden vorhergehen, ihn einschränken und über ihn hinausgehen, und in diesem Sinne kann sie nicht als Erfindung des ‚Willens‘ oder der ‚Wahl‘ des Ausführenden aufgefaßt werden; was ‚darstellerisch realisiert‘ wird, wirkt sich dahingehend aus, dasjenige zu verschleiern, wenn nicht gar zu leugnen, was opak, unbewußt, nicht ausführbar bleibt. Die Verkür-

-
- 2 Vgl. Eike von Savigny, Die Philosophie der normalen Sprache. Eine kritische Einführung in die ‚ordinary language philosophy‘. Frankfurt a. M. 1974, 140.
 - 3 Vgl. François Recanati, Meaning and Force. The Pragmatics of Performatives Utterances. Cambridge 1987, 71
 - 4 Judith Butler, Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin 1998, 22.
 - 5 Ebd., 21 (Zitat leicht korrigiert).
 - 6 Ebd., 22.

zung von Performativität auf darstellerische Realisierung wäre ein Fehler.“⁷

Dies ist eine wichtige Klarstellung, wirkt sie doch einer Ineinssetzung von Performativität und Performanz entschieden entgegen.

In *Das Unbehagen der Geschlechter* ist die Rede davon, daß bestimmte Akte, Gesten und Begehrungen „die Illusion eines inneren Organisationskerns der Geschlechtsidentität [...] [schaffen], eine Illusion, die diskursiv aufrechterhalten wird, um die Sexualität innerhalb des obligatorischen Rahmens der reproduktiven Heterosexualität zu regulieren.“⁸ „In *Gender Trouble*“, sagt Jonathan Culler,

„Butler proposes that we consider gender as performative, in the sense that it is not what one is but what one does. A man is not what one is but something one does, a condition one enacts. Your gender is created by your acts, in the way that a promise is created by the act of promising. You become a man or a woman by repeated acts, which, like Austin's performatives, depend on social conventions [...]. [T]here are socially established ways of being a man or being a woman.“⁹.

„Diese im allgemeinen konstruierten Akte, Gesten und Inszenierungen erweisen sich insofern als *performativ*, als das Wesen oder die Identität, die sie angeblich zum Ausdruck bringen, vielmehr durch leibliche Zeichen und andere diskursive Mittel hergestellte und aufrechterhaltene Fabrikationen/Erfindungen sind.“¹⁰ An anderer Stelle heißt es, daß „der Begriff ‚performativ‘ auf eine inszenierte, contingente Konstruktion der Bedeutung verweist.“¹¹

Was aber ist Performativität?

-
- 7 Judith Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a. M. 1997, 321.
 - 8 Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M. 1991, 200.
 - 9 Jonathan Culler, Literary Theory. A Very Short Introduction. Oxford 1997, 103.
 - 10 Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M. 1991, 200.
 - 11 Ebd., 205.

„Zunächst einmal darf Performativität nicht als ein vereinzelter oder absichtsvoller ‚Akt‘ verstanden werden, sondern als die ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt. Wie im folgenden hoffentlich deutlich werden wird, sind es die regulierenden Normen des ‚biologischen Geschlechts‘, die in performativer Wirkungsweise die Materialität der Körper konstituieren und, spezifischer noch, das biologische Geschlecht des Körpers, die sexuelle Differenz im Dienste der Konsolidierung des heterosexuellen Imperativs materialisieren.“¹²

Heterosexualität wird in der Gesellschaft als Norm, Homosexualität als verquer [,queer‘] angesehen. Denn: „Wenn die Materialität des Geschlechts [sex] im Diskurs abgegrenzt wird, dann wird diese Abgrenzung einen Bereich des ausgeschlossenen und entlegitimierten ‚sex‘ hervorbringen.“¹³ ‚Queering‘ jedoch gilt „als ein definierendes Moment von Performativität“¹⁴. Ihm steht entgegen, was in der gesellschaftlich sanktionierten Heiratszeremonie manifest wird. „Der zentrale Stellenwert der Heiratszeremonie in J. L. Austins Beispielen für Performativität legt nahe, daß die Heterosexualisierung der sozialen Bindung die paradigmatische Form für jene Sprechakte ist, die Zustände bringen, was sie benennen. ‚Ich erkläre euch ...‘ läßt die Beziehung wirksam werden, die sie benennt.“¹⁵

Die Heterosexualisierung sozialer Bindungen wird vorbereitet durch das Zitieren von Normen. Eine Konstatierung (!) wie ‚Mädchen‘ wird von Butler „verstanden als ein Geschlechter-Imperativ – ‚Mädchen!‘“¹⁶. Butler geht davon aus, daß dadurch Prozesse initiiert werden, durch die ein bestimmtes ‚Zum-Mädchen-Werden‘ erzwungen wird. „Geschlechtsnormen wirken, indem sie die Verkörperung bestimmter Ideale von Weiblichkeit und Männlichkeit verlangen, und zwar solche, die fast immer mit der Idealisierung der heterosexuellen Bindung in Zusammenhang stehen. So gesehen nimmt die initierende performative Äußerung, ‚Es ist ein

12 Judith Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a. M. 1997, 22.

13 Ebd., 40.

14 Ebd., 309.

15 Ebd.

16 Ebd., 325.

Mädchen‘, die gegebenenfalls eintreffende Sanktion, ‚Ich erkläre euch zu Mann und Frau‘, vorweg.“¹⁷

Was die soziale Geschlechtsidentität (‘gender’) betrifft, so wird sie bei Butler als „intentional und nicht-referentiell“¹⁸ betrachtet. Butler sagt zur Verdeutlichung:

„Ich gebrauche den Begriff ‚intentional‘ in einem spezifisch phänomenologischen Sinn. ‚Intentionalität‘ bedeutet in der Phänomenologie nicht voluntaristisch oder vorsätzlich, sondern ist vielmehr eine Art und Weise, das Bewußtsein (oder Sprache) als *ein Objekt habend* zu charakterisieren, und spezieller noch, als auf ein Objekt gerichtet, das existieren mag oder auch nicht. In diesem Sinn kann ein Akt des Bewußtseins ein *imaginäres* Objekt intendieren (postulieren, konstituieren, auffassen). Soziale Geschlechtsidentität in ihrer Idealität ließe sich als ein intentionales Objekt auslegen, ein Ideal, das konstituiert ist, das aber nicht existiert.“¹⁹

In *Haß spricht* stehen, was die Theorie der performativen Äußerungen betrifft, zwei Vermittlungsversuche im Blickpunkt: Zum einen zielt Butler darauf ab, eine Brücke zu schlagen zwischen den Theorien Austins und Althussters, soweit sich diese auf das sprechende Subjekt beziehen²⁰. Das von Austin als quasi autonom vorausgesetzte Subjekt der performativen Äußerungen muß auf seine Konstituierung hin befragt werden. „Die Handlungsfähigkeit des Subjekts erscheint als Wirkung seiner Unterordnung.“²¹ Zum anderen geht es um den Versuch, die sprechaktbezogenen Positionen Bourdieus und Derridas miteinander zu vermitteln.²² Denn: „Sowohl Bourdieu als auch Derrida lesen Austin, um klarer zu bestimmen, was die Kraft der performativen Äußerung ist, was einer sprachlichen Äußerung die Kraft verleiht, das zu tun, was

17 Ebd., 318.

18 Ebd., 380f, Anm. 206.

19 Ebd., 381, Anm. 206.

20 Vgl. Judith Butler, *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin 1998, 43.

21 Judith Butler, *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a. M. 2001, 16.

22 Vgl. Judith Butler, *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin 1998, 231, Anm. 5.

sie sagt, oder ihr erlaubt, Effekte als Folge des Gesagten zu befestigen.“²³

Was den ersten Vermittlungsversuch anbelangt, so macht Butler mit Althusser als eine „Voraussetzung für jene im Subjekt zentrierten Sprechakte, die Austins Analysen bevölkern“²⁴, geltend, daß das Subjekt erst erzeugt wird durch die *Anrufung*.²⁵ Eine Anrede, wie das von einem Polizisten an einen Passanten gerichtete ‚Hallo, Sie da!‘, „ruft das Subjekt ins Leben.“²⁶ „Der Passant, der sich selbst wiedererkennt und sich umwendet, um auf den Ruf zu antworten – d. h. fast jeder –, existiert im strengen Sinne nicht vor dem Ruf.“²⁷ Doch für Butler ist diese Konstituierung des Subjekts nicht voraussetzungslos. Sie allein „als Wirkung der autoritativen Stimme“²⁸ zu betrachten, dies hält Butler nicht für hinreichend. Denn:

„Die Anrufung des Subjekts durch die inaugorative Anrede der Staatsmacht setzt nicht nur voraus, daß ein Gewissen schon eingeschärft wurde, sondern daß das Gewissen als psychische Operation einer reglementierenden Norm ein spezifisches psychisches und gesellschaftliches Funktionieren der Macht darstellt, von dem die Anrufung abhängt, die sie jedoch nicht erklären kann. Überdies wird in Althussters Modell der Macht der autoritativen Stimme, der Stimme der Strafe und damit einem Begriff der als Rede figurierten Sprache performative Kraft zugeschrieben.“²⁹

Dies jedoch erkläre noch nicht „die Macht der geschriebenen Sprache oder des bürokratischen Diskurses“³⁰. Foucault gehe da weiter. Er entwickele „seinen Begriff des Diskurses unter anderem als Gegengewicht zum Modell der souveränen interpellativen Rede in Theorien wie derjenigen Althuskers, aber auch, um der Wirk-

23 Ebd., 206.

24 Ebd., 41.

25 Vgl. ebd.

26 Ebd., 43.

27 Ebd., 42f.

28 Judith Butler, Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a. M. 2001, 10.

29 Ebd., 11.

30 Ebd.

samkeit des Diskurses über das gesprochene Wort hinaus Rechnung zu tragen.“³¹

In noch stärkerem Maße als bei der bloßen Anrufung gilt das Ins-Leben-gerufen-Werden des Subjekts in Fällen *verletzender* Anrede, wie sie z. B. im Gebrauch von Schimpfnamen vorliegt oder in Gestalt obszöner oder rassistischer Bemerkungen. Butler spricht hier von „*hate speech*“³², worunter sie einen Sprechakt versteht, der „das Subjekt in einer untergeordneten Position hervorbringt“³³. Auch und gerade für solche Fälle gilt: „Die Anrede selbst konstituiert das Subjekt“³⁴, „eine bestimmte gesellschaftliche Existenz des Körpers [wird] erst dadurch möglich, daß er sprachlich angerufen wird.“³⁵ Die Vermittlung der Theorien Austins und Althuslers soll zeigen, „wie das durch die Anrede des Anderen konstituierte Subjekt zu einem Subjekt wird, das seinerseits andere ansprechen kann.“³⁶

Der andere Vermittlungsversuch, der zwischen Bourdieu und Derrida, nimmt seinen Ausgang bei den Fragen: „Worin besteht die ‚Kraft‘ der performativen Äußerung, und wie läßt sie sich als Teil einer Politik verstehen?“³⁷

Bourdieu beantwortet diese beiden Fragen, indem er die performativen Äußerungen „als einen Sonderfall der Wirkungen symbolischer Herrschaft begreift“³⁸. Die Autorität, die einer performativen Äußerung zukommt, ist für Bourdieu keine interne, sprachliche Eigenschaft, sie kommt nach seinem Dafürhalten vielmehr von außen. Bourdieu behauptet: „Die *illocutionary force*, die außersprachliche Macht von Aussagen, ist nur einmal – genau wie bei den ‚performativen Aussagen‘, in denen sie *bedeutet* oder besser, in doppeltem Sinne, *repräsentiert* wird – in den Wörtern selber nicht zu finden.“³⁹ Nicht in den Wörtern, aber auch nicht

31 Ebd.

32 Vgl. Judith Butler, Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin 1998, 13.

33 Ebd., 44.

34 Ebd., 14.

35 Ebd.

36 Ebd., 43.

37 Ebd., 200.

38 Pierre Bourdieu, Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien 2005, 79.

39 Ebd., 101.

„im Diskurs selber, das heißt in der eigentlichen sprachlichen Substanz [...]. Der Versuch, die Macht sprachlicher Äußerungen sprachlich zu begreifen, die Suche nach der Ursache der Logik und der Wirkung der *Sprache der Setzung* in der Sprache selber, übersieht, dass die Sprache ihre Autorität von außen bekommt“⁴⁰. „Austins Untersuchung performativer Aussagen“, sagt Bourdieu an anderer Stelle, „kann innerhalb der Grenzen der Sprachwissenschaft zu keinem Schluss kommen. Die magische Wirkung dieser *Setzungsakte* ist nicht von der Existenz einer Institution zu trennen, die die Bedingungen (für Akteure, Orte, Zeitpunkte usw.) bestimmt, die erfüllt sein müssen, damit die Magie der Worte wirken kann.“⁴¹

Soweit Bourdieu. Butler hält dagegen. Sie sagt: „Die ‚Kraft‘ leitet sich nicht aus außersprachlichen Bedingungen ab, wie Bourdieu nahelegt, sondern resultiert aus der [von Derrida geltend gemachten] Iterabilität des graphematischen Zeichens.“⁴² Bezeichnenderweise ist es laut Butler nun allerdings „gerade die Iterabilität der performativen Äußerung, die Bourdieu verkennt [...]. Für Derrida leitet sich die Kraft der performativen Äußerung aus ihrer Dekontextualisierung ab, aus ihrem Bruch mit einem früheren Kontext und ihrer Fähigkeit, neue Kontexte an sich zu ziehen. Tatsächlich müsste eine performative Äußerung, soweit sie konventional ist, wiederholt werden, damit sie funktionieren kann.“⁴³ Das heißt: „Performative Äußerungen funktionieren nach der gleichen Logik wie Schriftzeichen“⁴⁴.

Für Butler aber steht fest, daß die Frage, was die ‚Kraft‘ der performativen Äußerung konstituiert, weder mit Bourdieu noch mit Derrida allein beantwortet werden kann, „obwohl beide Auffassungen, zusammengenommen, auf eine Theorie der gesellschaftlichen Iterabilität hindeuten.“⁴⁵ Letztlich jedoch sei es in diesem Zusammenhang angebracht, „sich daran zu erinnern, daß die Kraft des Sprechaktes [...] eng mit dem Status von Sprechen als

40 Ebd.

41 Ebd., 80.

42 Judith Butler, Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin 1998, 211.

43 Ebd., 209.

44 Ebd.

45 Ebd., 215.

körperlicher Handlung zusammenhängt.“⁴⁶ Die von Butler vertretene Position besagt, „daß der Sprechakt eine körperliche Handlung ist und daß sich die Wirkungskraft der performativen Äußerung nie ganz von der körperlichen Kraft trennen lässt: Darin konstituiert sich der Chiasmus der ‚Drohung‘ als Sprechakt, der zugleich körperlich und sprachlich ist.“⁴⁷

46 Ebd.

47 Ebd., 200f.

16 Krämers Austin

Ähnlich wie Geoffrey Warnock, allerdings ohne auf diesen Bezug zu nehmen, reflektiert auch Sybille Krämer über Austins ursprüngliche Einsicht, möchte dabei aber „Über eine andere Lesart der Anfänge der Sprechakttheorie bei Austin“¹ sprechen. Während Warnock um eine Rekonstruktion der Ausgangsüberlegungen des Autors von *How to Do Things with Words* bemüht ist, schlägt Krämer eine „dekonstruktive Lektüre jenes Textes von Austin“² vor. So als wäre die von Derrida beschworene Iterabilität irgendeiner Exemplifikation bedürftig, wiederholt Krämer in abgewandelter Form in einer Reihe von Beiträgen die Geschichte, die ihr vorschwebt, allerdings ohne daß diese dadurch an Überzeugungskraft gewönne. Nicht nur stellt „Sprache – Stimme – Schrift“ der hinzugefügten Anmerkung 1 zufolge eine geringfügig veränderte Version eines bereits 1998 erschienenen Artikels dar, Entsprechendes gilt auch für den Austin gewidmeten Abschnitt aus *Sprache, Sprechakt, Kommunikation* sowie für „Was tut Austin, indem er über das Performative spricht?“ und den zusammen mit Marco Stahlhut verfaßten Aufsatz „Das ‚Performative‘ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie“.

„Die zentrale These ist dabei, daß das, was Austin ‚Performativa‘, und das, was er ‚Illokutionen‘ nennt, zwei wohl zu unterschei-

1 Sybille Krämer, „Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität“. In: Uwe Wirth (ed.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002, 323–346, hier: 333.

2 Ebd.

dende Phänomene sind und daß die Performativa – im folgenden ‚ursprüngliche‘ Performativa genannt – eine Klasse von Äußerungen verkörpern, welche gerade darauf beruhen, die Bedingungen, die für die Illokutionen gültig sind, außer Kraft zu setzen.“³ Diese These ist, das sei sogleich gesagt, nicht zu halten. Bei Austin heißt es: „I call the act performed an ‘illocution’“⁴. Illokutionen oder illokutionäre Akte sind Bezeichnungen für den Handlungsaspekt derjenigen Äußerungen, deren Eigentümlichkeiten Austin zunächst dadurch hat erfassen wollen, daß er sie ‚performativ‘ genannt hat. Deshalb ist es gar nicht vorstellbar, daß irgendwelche Performativa Bedingungen außer Kraft setzen könnten, die für Illokutionen gültig sind. Doch bei Krämer heißt es weiter: „Ursprüngliche Performativa sind Rituale, Restbestände einer quasimagischen Praktik im zeremoniellen Reden. Austin führt als Beispiele Taufe, Heirat oder das Verfassen eines Testamentes an.“⁵ In Gestalt einer Fußnote findet sich dieser Bemerkung hinzugefügt: „Als viertes Beispiel führt Austin allerdings eine Wette an: ‚Ich wette einen Fünfziger, daß es morgen regnet‘“⁶. Dem Umstand, daß diese Bemerkung hinzugefügt ist, könnte entnommen werden, daß die Wette in den Augen Krämers aus dem Rahmen der sogenannten ‚ursprünglichen‘ Performativa herausfällt. In dem Austin gewidmeten Abschnitt ihres 2001 erschienenen Buches *Sprache, Sprechakt, Kommunikation* wird die Wette allerdings (noch?) in einem Atemzug mit den anderen drei Beispielen erwähnt. Dort geht es unterschiedslos „um Heirat, Schiffstaufe, Wette und Testament“⁷. Worüber jedoch Klarheit bestehen sollte: Bei den Beispielen, in denen Krämer ihre sogenannten ‚ursprünglichen‘ Performativa erblickt, handelt es sich, wie schon bei Se-

3 Ebd., 334.

4 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/21975, 100.

5 Sybille Krämer, „Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität“. In: Uwe Wirth (ed.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002, 323-346, hier: 334.

6 Ebd., 334, Anm. 29.

7 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 140.

sonske, Warnock oder Derrida, um nichts anderes als die ersten vier der von Austin genannten Beispiele.⁸ Gemeinsam ist ihnen, daß sie institutionelle Hintergründe und rechtliche Konsequenzen haben, bei der Wette steht im Hintergrund ein Ehrenkodex als vor-rechtliches Äquivalent.

Die Ausführungen Krämers lassen im Bereich eines dieser Beispiele eine Verschiebung erkennen, die ein weiteres Mißverständnis zum Ausdruck bringt. Krämer geht weder auf Austins Testament-Beispiel noch auf sein Heirats-Beispiel ein, bei dem es um das sogenannte ‚Ja‘-Wort der zu Verheiratenden geht. Letzteres ist ein Beispiel für den *kommissiven* Sprechakt des Eheversprechens. Wie die folgende Bemerkung zeigt, bezieht sich Krämer aber auf die Worte des Standesbeamten. Dessen Äußerungen aber haben einen anderen Stellenwert als das jeweilige ‚Ja‘-Wort der zu Verheiratenden. Bei Krämer heißt es:

„Die illokutionäre Rolle von Äußerungen wird gewöhnlich in Zusammenhang gebracht mit ihrer Bindungsenergie, kraft deren der Sprecher eine soziale Beziehung mit dem Adressaten aufnimmt, die auch zukünftige Verpflichtungen einschließt. Doch der Standesbeamte, der traut, der Priester, der tauft, der Richter, der ein Urteil spricht, stiftet damit keineswegs eine soziale Bindung zu den Verheirateten, dem Getauften und dem Verurteilten. Im strengen Sinne sind die Adressaten der zeremoniellen Rede gar nicht die unmittelbar Anwesenden und Angesprochenen, vielmehr ist es die ‚Öffentlichkeit‘“⁹.

Eine Bemerkung wie diese ist in mehrfacher Hinsicht irreführend. Von der ‚Bindungsenergie‘, von der im ersten Satz gesprochen wird, kann im Hinblick auf die Worte des Standesbeamten zwar in der Tat nicht die Rede sein: Um ‚eine soziale Bindung zu den Verheirateten‘ geht es hier wirklich nicht. Doch heißt dies nicht, daß hier keine andersartig zu charakterisierende illokutionäre Kraft im Spiel wäre. Letzteres aber ist der Fall. Die Bemerkung des

8 Vgl. dazu die Abschnitte über *Sesonskes Austin*, *Warnocks Austin* und *Derridas Austin*.

9 Sybille Krämer, „Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität“. In: Uwe Wirth (ed.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002, 323–346, hier: 334f.

Standesbeamten („Hiermit erkläre ich die hier Erschienenen zu Mann und Frau“) ist *deklarativer Art*.

Eben diesen *deklarativen* Charakter der Verheiratung, der Taufe und der Urteilsverkündung scheint Krämer zu erkennen. Bei deklarativen Sprechakten wie diesen kann keine Rede davon sein, daß „der Sprecher eine soziale Beziehung mit dem Adressaten aufnimmt“, vielmehr wird dem bzw. den Adressaten ein bestimmter *Status* auferlegt oder zugeschrieben. Dies allerdings geschieht in der Regel in dessen/deren Gegenwart sowie in Gegenwart weiterer Anwesender: Diese Anwesenden aber mitsamt derjenigen Person bzw. denjenigen Personen, der/denen der Status auferlegt wird, *sind* die Adressaten des jeweiligen deklarativen Sprechakts. Es ist weder, wie Krämer meint, die „Öffentlichkeit“, noch ist es „die“ Gesellschaft¹⁰. Die bei Krämer zu beobachtende Fehlbeantwortung der Frage der Adressierung deklarativer Sprechakte widerlegt die These von der „*Dispensierung des Illokutionären in den ursprünglichen Performativa*“¹¹ in dem ersten ihrer drei Aspekte. Von einer Außer-Kraft-Setzung von „Eigenschaften, die wir im Horizont der Sprechakttheorie mit den illokutionären Aspekten der Rede verbinden“¹², kann hinsichtlich der obigen Beispiele, zumindest in diesem Punkt der Adressierung, keine Rede sein.

Der Austin gewidmete Abschnitt aus *Sprache, Sprechakt, Kommunikation* trägt die Überschrift: „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“¹³ Diese Frage scheint bewußt in dieser Form gestellt zu sein, denn daß Austin die von ihm selbst eingeführte Unterscheidung zwischen performativen und konstatiativen Äußerungen nicht aufrechterhalten, sondern wieder aufgegeben hat, ist bekannt. Entgangen sein dürfte sie höchstens demjenigen Leser, der bei der Lektüre von *How to Do Things with Words* (oder einer Übersetzung dieses Textes) nicht bis zum Ende der Siebenten Vorlesung vorgedrungen ist, wo es heißt, „daß Äu-

10 Ebd., 143.

11 Ebd., 142.

12 Ebd.

13 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 135–153, hier: 135.

ßerungen beider Typen, nicht nur die performativen, verunglücken können; weiter, daß auch die performativen Äußerungen nicht nur glücken müssen, sondern der Forderung unterliegen, den Tatsachen zu entsprechen oder doch in einer je nach Fall verschiedenen Beziehung zu den Tatsachen zu stehen, ganz so wie das für allem Anschein nach konstative Äußerungen typisch ist.“¹⁴ Krämer spricht vom Zusammenbrechen-Lassen der Unterscheidung, es hat sich ihr der Eindruck aufgedrängt, daß bei Austin „das Zusammenbrechen der Klassifizierung zwischen ‚performativ/konstativ‘ regelrecht *aufgeführt* wird.“¹⁵ Krämer fragt deshalb: „Warum inszeniert Austin das Zusammenbrechen seiner begrifflichen Unterscheidung?“¹⁶

Mit der These, daß Austin das Zusammenbrechen seiner begrifflichen Unterscheidung inszeniere, macht Krämer ihn zum *Souverän*, der zwar nicht über den Ausnahmestand, dafür aber über die Beibehaltung oder Verwerfung seiner Unterscheidung nach eigenem Gutdünken entscheidet – was suggeriert, daß er sie auch hätte beibehalten können, wenn er nur gewollt hätte.

Krämer liest Austin erkennbar mit anderen Autoren, auch wenn sie dies nicht immer deutlich macht. Sie liest ihn beispielsweise mit Habermas, ohne diesen im Rahmen des Austin gewidmeten Abschnitts ihres Buches zu erwähnen. Darauf jedenfalls deutet z. B. hin, wenn sie im Zusammenhang mit dem Begriff des Illokutiven von einem „intersubjektiven Bindungspotential zwischen Sprecher und Hörer“¹⁷ oder von „Bindungsenergie“¹⁸ spricht. Andere Autoren bzw. Autorinnen, auf die Krämer zurückgreift, sind Shoshana Felman, Judith Butler und Jacques Derrida. Für die Beantwortung der obigen Frage ist der Rückgriff auf den letzteren wichtig.

14 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/21979, 109.

15 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performativ und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 2001, 149.

16 Ebd.

17 Ebd., 142.

18 Ebd..

Krämer liest Austin mit Derrida, wenn sie behauptet, das, was bei Austin inszeniert werde, habe „mit dem Vorführen des Scheiterns philosophischer Begriffsarbeit“¹⁹ zu tun. In der späteren Wiederaufgabe der von Austin selbst eingeführten Unterscheidung erblickt Krämer eine „Exemplifikation des potentiellen Scheiterns aller Kategorisierung.“²⁰ Sie sagt: „Das Mißlingen einer kategorialen Unterscheidung wird zur Parabel für die Anfälligkeit aller Kriterien und das Ausgesetztsein aller definitiven Begriffe für die Ambiguitäten, die mit dem wirklichen Leben verbunden sind“²¹. Krämer unterstellt Austin eine „skeptische Einstellung gegenüber der Idee von der vollständigen Rationalisierbarkeit von Sprache und Sprechen im Medium dualer Begriffsbildungen.“²² „Schließlich soll deutlich werden, daß Austins Überlegungen einen skeptischen Kommentar abgeben zur Idee von der Rationalisierbarkeit von Sprachphänomenen durch begriffliche Oppositionen und typisierende Klassifikation.“²³ Wie aber will Krämer erklären, daß Austin seine Ausgangsdichotomie ‚performativ / konstativ‘ durch die Trichotomie ‚Lokution/Illlokution/Perlokution‘ ersetzt? Und wie will Krämer erklären, daß er seinen gesamten Vorlesungszyklus mit der Präsentation einer Klassifikation von Verben abschließt, die illokutionäre Kräfte benennen?

Hinsichtlich der Ausgangsunterscheidung Austins heißt es bei Krämer: „Auffallend ist, daß dieses Muster, die performativ / konstativ-Differenz aufzustellen, um dann ihre Unhaltbarkeit zu zeigen, nicht nur in der Vorlesung zur Sprechakttheorie, sondern auch in den beiden anderen sprechakttheoretischen Texten vor kommt.“²⁴ Hier möchte man zunächst wissen, welche beiden anderen sprechakttheoretisch relevanten Texte Krämer im Auge hat. Dies wird hier nicht gesagt. Man kann es aber einer weiteren Version der von Krämer vorgetragenen Überlegungen entnehmen.²⁵ Gemeint sein können natürlich nur die Aufsätze „Performative

19 Ebd., 151.

20 Ebd., 152.

21 Ebd., 153.

22 Ebd., 136.

23 Ebd., 137.

24 Ebd., 149.

25 Vgl. Sybille Krämer/Marco Stahlhut, „Das ‚Performative‘ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie“. In: *Paragrana* 10 (1) (2001), 35–64, hier: 36 und 59, Anm. 2.

Utterances“ und „Performatif-Constatif“. Der Hinweis auf diese beiden Arbeiten hat jedoch keinerlei Relevanz. Denn bei ihnen beiden handelt es sich um nichts anderes als Kurzformen von *How to Do Things with Words*. Kein Wunder deshalb, wenn in „Performative Äußerungen“ Bemerkungen vorkommen wie: „Bestimmt wartet der Leser schon auf den Teil, wo wir im Schlamm versinken, den Teil, wo wir alles zurücknehmen – und das kommt sicher noch, allerdings erst später.“²⁶ Oder: „Bisher sind wir so vorgegangen, als gebe es einen ganz klaren Unterschied zwischen unseren performativen Äußerungen und dem, was wir ihnen gegenüber haben: Feststellungen, Berichte oder Beschreibungen. Jetzt aber bemerken wir, daß diese Unterscheidung nicht so klar ist, wie sie sein könnte. Dies ist der Ort, an dem wir ein wenig einzusinken beginnen.“²⁷ Die erste dieser beiden Bemerkungen wertet Krämer als Indiz dafür, daß „das Verunglücken [!] der Unterscheidung Austin nicht einfach widerfährt, sondern inszeniert ist“²⁸.

Da sie lediglich Kurzformen der Vorlesungsreihe sind, wird sich Krämer auf diese beiden Aufsätze nicht berufen können, wenn sie die Wiederholung eines Musters meint erblicken zu können. In unmittelbarem Anschluß an den oben erwähnten Hinweis auf die ‚beiden anderen sprechakttheoretischen Texte‘ sagt Krämer: „Diese Wiederholung drängt die Vermutung auf: Dieses Scheitern des dichotomischen Begriffsschemas ereignet sich nicht zufällig, sondern hat System. Zumal Austin für seine neuen Unterscheidungen, insbesondere bei seiner Typisierung der illokutionären Akte betont, daß auch diese danebengehen können und eine neuerliche Korrektur nötig sein wird“²⁹.

-
- 26 John L Austin, „Performative Äußerungen“. In: Ders., Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart 1986, 305-327, hier: 314.
 - 27 Ebd., 320.
 - 28 Sybille Krämer/Marco Stahlhut, „Das ‚Performative‘ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie“. In: Paragrana 10 (1) (2001), 35-64, hier: 59, Anm. 24.
 - 29 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 2001, 149.

Ist es wirklich so, daß Austin Einwände der von Krämer suggerierten Art gegen begriffliche Unterscheidungen gehabt hat? Ist er skeptisch im Hinblick auf jegliche Orientierung an Unterscheidungen? Der Umstand, daß er die von ihm anfänglich eingeführte Unterscheidung im Verlauf seiner Ausführungen durch eine andere Unterscheidung, die zwischen lokutionärer Bedeutung und illokutionärer Kraft, ersetzt, spricht dagegen – auch für den Fall, daß weitere Korrekturen sich als notwendig erwiesen hätten. Anders als Derrida, der begriffliche Unterscheidungen aufgrund der in ihnen vermuteten axiologischen Implikationen, d. h. aufgrund des in ihnen oftmals manifest werdenden Übergewichts der einen Seite der jeweiligen Unterscheidung zu einem ausgewählten Gegenstand der Dekonstruktion erhebt, ist Austin gegen Unterscheidungen als solche *nicht „voreingenommen“*. Doch ist ihm das Phänomen des Aufbegehrens gegen Unterscheidungen, denen man einst verhaftet gewesen ist, alles andere als unbekannt.

Daß Austin dem Umgang mit verworfenen Unterscheidungen etwas abzugeinnen weiß, ist, wie eingangs gezeigt, nachweisbar.³⁰ Interessiert aber ist er dabei vornehmlich an der Entwicklung einer Technik, „um philosophische Probleme aufzulösen (*eine* philosophische Probleme, nicht die gesamte Philosophie)“³¹. Von der Annahme eines generellen Scheiterns der philosophischen Begriffsarbeit jedoch kann bei Austin keine Rede sein.

Daß Austin die Strategie des Einführens und späteren Wieder-zurücknehmens einer Unterscheidung in *How to Do Things with Words* und auch in seinem Aufsatz „Performative Äußerungen“ befolgt, kann als Zeichen dafür gewertet werden, daß er sie durch und durch für *wert* erachtet hat, überhaupt *aufgestellt zu werden*. Das Motiv für den Umgang mit seiner Unterscheidung wäre, da, sagen wir, eher didaktischer Natur, vergleichsweise harmlos, nicht getragen von antiphilosophischer Skepsis.

Die Aufgabe seiner Unterscheidung erläutert Austin übrigens mit dem Hinweis auf das Scheitern seiner Suche nach einem Identitätskriterium für die performativen Äußerungen. Ein solches hätte Austin in Gestalt eines *grammatikalischen* (oder lexikalischen) Kriteriums gern gefunden. Gleich nachdem er gegen Ende der

30 Vgl. den Abschnitt über *Austins Austin*.

31 John L. Austin, Sinn und Sinneserfahrung (Sense and Sensibilia). Stuttgart 1975, 15.

Siebenten Vorlesung die Aufgabe seiner anfänglichen Unterscheidung bekanntgegeben hat, sagt er:

„Es ist uns nicht gelungen, für die performativen Äußerungen ein grammatisches Kriterium zu finden. Wir meinten aber fordern zu können, daß jede performative Äußerung prinzipiell auf die Form einer explizit performativen Äußerung gebracht werden können müsse und daß wir dann eine Liste von performativen Verben anlegen könnten. Wir haben nun aber feststellen müssen, daß man oft auch dann, wenn eine Äußerung anscheinend in der expliziten Form dasteht, gar nicht unbedingt sicher sein kann, ob sie performativ ist oder nicht. Und jedenfalls haben wir eine ganze Klasse von Äußerungen, nämlich solche, die mit ‚Ich stelle fest, daß‘ anfangen, die den Bedingungen für performativen Äußerungen zu genügen scheinen; aber ohne Zweifel trifft man mit ihnen Feststellungen; und ganz bestimmt sind sie ganz und gar wahr oder falsch.“³²

Obwohl Sybille Krämer den ersten Satz dieser Bemerkung Austins in Gestalt der Anmerkung 13 ihrer Ausführungen (wenn auch leicht verkürzt) wiedergibt, behauptet sie: „Austin suchte nach einem grammatischen, also innersprachlichen Kriterium der Unterscheidung des Konstatierenden und des Performativen“³³. In dieser Bemerkung ist zumindest ein weiteres Beispiel enthalten für die immer wieder zu beobachtende Ungenauigkeit der Ausführungen, die in Krämers Einlassungen zu beobachten ist. Austin hat nicht nach einem Kriterium für seine anfängliche Unterscheidung Ausschau gehalten; er hat, nachdem er seine anfängliche Unterscheidung genannt hatte, nach einem Identitätskriterium für die performativen Äußerungen gesucht, und zwar nach einem grammatischen. Hätte er es gefunden, dann hätte er seine Unterscheidung für begründet gehalten.

Ein weiteres Beispiel für die in Krämers Text vorzufindenden Verzerrungen und Schiefheiten ist das folgende. Krämer sagt: „Ei-

32 John L. Austin, Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 1979, 109f.

33 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 2001, 140.

ne geglückte performative Äußerung exemplifiziert pragmatisch, was sie semantisch denotiert³⁴. Nach Nelson Goodman sind Exemplifikation und Denotation zwei verschiedene Weisen der Symbolisierung.³⁵ Beides, die Exemplifikation ebenso wie die Denotation, sind semantische Erscheinungen. „Semantisch denotiert“ ist mithin pleonastisch, „pragmatisch exemplifiziert“ irreführend. Dennoch: Auf die Aussage „Eine geglückte performative Äußerung exemplifiziert, was sie denotiert“ könnte man sich verständigen. Krämer zufolge ist eine performative Äußerung „der faktische Vollzug ebener Handlung, die sie sprachlich beschreibt.“³⁶ Hier allerdings gilt es erneut aufzuhorchen; denn hier wird im Hinblick auf eine Äußerung dieser Art zugestanden, daß sie etwas beschreibt. Gleiches gilt für die Bemerkung „Eine performative Äußerung konstituiert also, was sie konstatiert“³⁷. Austin hingegen nimmt an, daß performative Äußerungen (wie von Krämer übrigens unmittelbar im Kontext zitiert) „überhaupt nichts beschreiben, berichten, behaupten“³⁸ und erst recht nichts konstatieren. Bei Krämer jedoch heißt es: „Eine performative Äußerung beschreibt nicht einfach eine Handlung, sondern vollzieht genau das, was mit ihr beschrieben wird, und zwar durch den Akt der Äußerung selbst.“³⁹ Gegen eine Charakterisierung wie diese ist Austin von Anfang an Sturm gelaufen: Daß eine performative Äußerung etwas beschreibe, dies ist von Austin auch *nach* der Aufgabe seiner Unterscheidung nicht zugestanden worden. Er hätte sonst die Rede vom „deskriptiven Fehlschluß“ verwerfen müssen. Von dem aber spricht Austin noch in der Achten Vorlesung, also nach Bekanntgabe der Aufgabe seiner Unterscheidung.⁴⁰

34 Ebd., 141.

35 Vgl. Nelson Goodman, Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. Frankfurt a. M. 1995, 59ff.

36 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatiierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 2001, 138.

37 Ebd., 139 (Hervorhebung hinzugefügt).

38 Vgl. ebd., 138.

39 Ebd. (Hervorhebungen hinzugefügt).

40 Siehe John L. Austin, Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 1972/1979, 117.

Krämer versucht darzulegen, was passiert, „wenn wir die Unterscheidung konstativ/performativ auf Austins Texte selbst anwenden“⁴¹. Dazu heißt es: „Die klassische Rezeption Austins hat seine Texte im konstatierenden Modus gelesen. Was aber, wenn Austin auch im performativen Modus zu lesen wäre?“⁴² Eine Antwort zumindest *kann* auf diese Frage gegeben werden: Wenn Krämer von Inszenierung, Aufführung und Vorführung spricht, ist von der Performativität, die Austin vorschwebte, nicht mehr die Rede; dann geht es nur noch um *Performanz*. Die aber sollte von Austins Hauptuntersuchungsobjekt unterschieden werden, selbst wenn, wie beispielsweise bei Jonathan Culler, von der vermeintlichen „Untrennbarkeit von performativ und Aufführen (*performance*)“⁴³ gesprochen oder wenn, wie bei Uwe Wirth, leistungsfertiger- und unzuverlässigerweise behauptet wird: „Austin führt in *How to Do Things with Words* den Begriff der Performanz ein“⁴⁴. Der Nachweis dafür wird nicht geführt werden können. Zwar ist das von Austin ins Spiel gebrachte Wort ‚performativ‘, dem er gegenüber der Bezeichnung ‚performatorisch‘ den Vorzug gibt⁴⁵, von ‚perform‘ abgeleitet: “The name is derived, of course, from ‘perform’“⁴⁶; dies heißt jedoch keineswegs, daß Austin vornehmlich an Performanz interessiert gewesen wäre. Um den eigentlichen Vollzug der Akte, die mit den von ihm zum Thema gemachten Äußerungen vollzogen werden, geht es ihm jedenfalls viel weniger als um die Faktizität dieses Vollzugs. Man kann mit Stanley Cavell (obwohl gerade der für Drama und Theater ein offenes

41 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum lässt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 2001, 145.

42 Ebd., 150.

43 Jonathan Culler, Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek bei Hamburg 1988, 137.

44 Uwe Wirth, „Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität“. In: Ders. (ed.), Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M. 2002, 9-60, hier: 10.

45 Vgl. J. L. Austin, How to Do Things with Words. Oxford 1962/1975, 6, Anm. 3.

46 Ebd., 6.

Ohr hat wie kaum ein anderer Philosoph) sagen, "that performance theory [...] is [...] somewhat at odds with Austin's philosophizing that leads to the performative utterance."⁴⁷ In ähnlicher Weise macht Timothy Gould, obwohl ebenfalls in erster Linie an Drama und Theater interessiert, darauf aufmerksam, das von ihm verfolgte Projekt erforderne, "that I begin by decoupling the term 'performative' from the constellation of 'performance' and 'performativity'.⁴⁸ Die von Austin ins Spiel gebrachte Bezeichnung ist neu gewesen, und seines Erachtens war es zunächst „durchaus verzeihlich, nicht zu wissen, was das Wort ‚performativ‘ bedeutet.“⁴⁹ Wer bereit ist, Behauptungen wie diejenigen von Culler oder Wirth unkritisch zu übernehmen, sollte sich darauf besinnen, zu welchem Zweck der von dem Wort ‚performativ‘ bezeichnete Begriff eingeführt worden ist: „Der Begriff ist eingeführt worden, um einen Gegensatz zur behauptenden oder, besser gesagt, konstatierten Äußerung zu bezeichnen.“⁵⁰ Es sind bestimmte Arten sprachlicher Äußerungen, über die Austin hat sprechen wollen. Um Inszenierungen, allen voran um performativen Äußerungen auf der Bühne, in Gedichten oder Selbstgesprächen, geht es Austin erklärtermaßen *nicht*. Solche Vorkommen performativer Äußerungen sind von ihm als ‚parasitär‘ bezeichnet worden, sie gehören zur Lehre von der ‚Auszehrung der Sprache‘.⁵¹

Unter Berufung auf Shoshana Felman zieht Krämer in Erwähnung, Austin einen latenten Don Juanismus zuzuschreiben. Sie behauptet: „Austin gibt so etwas wie das Versprechen einer definitiven Abgrenzbarkeit performativer Äußerungen und bleibt die-

-
- 47 Stanley Cavell, "The Interminable Shakespearean Text". In: Ders., Philosophy the day after tomorrow. Cambridge, Mass. 2005, 28-60, hier: 57.
 - 48 Timothy Gould, "The Unhappy Performative". In: Andrew Parker/Eve Kosofsky Sedgwick (eds.), Performativity and Performance. London 1995, 19-44, hier: 19.
 - 49 John L Austin, „Performative Äußerungen“. In: Ders., Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart 1986, 305-327, hier: 305.
 - 50 J. L. Austin, Performative und konstatierte Äußerung. In: Rüdiger Bubner (ed.), Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart. Göttingen 1968, 140-153, hier: 140.
 - 51 John L. Austin, Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 1972/1979, 44.

ses Versprechen dann seinen Lesern schuldig.“⁵² Abgesehen davon, daß so etwas wie Abgrenzbarkeit gar nicht versprochen werden kann, muß Krämer entgegengehalten werden, daß Austin ein derartiges Versprechen niemals gegeben hat und daß es folglich auch nichts gegeben hat, was er hätte einhalten müssen.

Dennoch meint Krämer aus Austins Texten eine gewisse „Zweistimmigkeit“⁵³ heraushören zu können. Dies kulminiert in der These, es könne zwischen einem *kanonischen* Austin und einem *diabolischen* Austin unterschieden werden.⁵⁴ Der eine versuche Gelingensbedingungen für performative Äußerungen zu definieren, dem anderen aber gehe es um das „Inszenieren des Zusammenbrechens dieser Kriterien in seinen Texten“⁵⁵, so als ob es in allen Texten Austins um das „Zusammenbrechen dieser Kriterien“ – und so, als ob es bei Krämer um das Zusammenbrechen „dieser Kriterien“ ginge. Woran aber soll der ‚diabolische‘ Austin erkannt werden? Dieser andere könne, so Krämers These, kennlich gemacht werden „an der Rolle von Austins – ziemlich diabolischen – Beispielen“⁵⁶.

Anders als etwa Kant, der ausdrücklich empfohlen hat, nur wenige Beispiele anzuführen, ist Austin vergleichsweise beispielfreudig. Doch ein „exzessiver Gebrauch von Beispielen“⁵⁷ ist bei ihm aber ebensowenig zu beobachten wie irgendeine auffällige „Lust an der Fehlleistung und am Absurden“⁵⁸. Vor allem: Nicht alle der von ihm ins Spiel gebrachten Beispiele sind ‚ausgedacht‘.⁵⁹ Manche exemplifizieren yieldiskutierte Phänomene, zumindest

52 Sybille Krämer, „Was tut Austin, indem er über das Performative spricht? Ein anderer Blick auf die Anfänge der Sprechakttheorie“. In: Jens Kertscher/Dieter Mersch (eds.), *Performativität und Praxis*. München 2003, 19–33, hier: 28.

53 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 137.

54 Vgl. ebd.

55 Ebd.

56 Ebd., 146.

57 Ebd.

58 Ebd.

59 Vgl. zum Folgenden ebd.

ein weiteres ist historisch verbürgt: Wenn Austin solch einen Beispielsatz wie ‚Die Katze ist auf der Matte, aber ich glaube es nicht‘ anführt, dann kommt er auf *Moore’s Paradox* zu sprechen; wenn er so etwas wie ‚Hansens Kinder haben Glatzen, aber Hans hat keine Kinder‘ anführt, weist er auf einen *Präsuppositionsfehlschlag* hin; und wenn er auf „die Ernennung eines Pferdes zum Konsul“⁶⁰ zu sprechen kommt, dann handelt es sich dabei immerhin um eine von dem römischen Kaiser Nero veranlaßte Maßnahme, also ein historisch verbürgtes Beispiel. Für so etwas wie eine originäre Lust am Absurden sind Standardbeispiele dieser Art keine Belege.

Krämer sieht dies anders. Sie hat, übrigens nicht in *How to Do Things with Words*, sondern in *Gesammelte philosophische Aufsätze* enthaltene Beispiele zusammengetragen, an denen sie ihre These vom diabolischen Austin festzumachen sucht, indem sie fälschlicherweise behauptet, darin sei Austin selbst der Akteur. Krämer sagt:

„Mit schwarzem, manchmal auch rabenschwarzem Humor wird Austin in seinen Beispielen selbst zum diabolischen Akteur: Er spannt Schnüre über Treppen, so daß die gebrechliche Erbtante stolpert, stürzt und stirbt; fährt – weil er es eilig hat – mit seinem Auto über den wie einen Augapfel gehüteten Roller des Kindes seines Kochs; nimmt sich, wenn am High-Table des Oxford College eine der Personenzahl entsprechend zugeschnittene Eisbombe serviert wird, gleich zwei Stücke; besitzt einen Esel, den er eines Tages nicht mehr leiden kann und zu erschießen beschließt, dabei jedoch mit seinem Schuß versehentlich den genauso aussehenden und auf derselben Weide stehenden Esel seines Freundes niederstreckt; muß sich dafür aber auch auf einer Party bei einem Pfänderspiel, das einen Gast verpflichtete, eine Hyäne zu imitieren, und der dies – niedergelassen auf alle viere – unter gräßlichem Lachen auch tut, ein Stück aus der Wade beißen lassen.“⁶¹

Ein wahrhaft schlimmer Bursche, der sich dies alles ausgedacht hat bzw. erlebt haben soll! Aber auch ein wahrhaftiger Teufel? Die von ihr selbst aufgeworfene Frage, worin „das Abgründige dieser Beispiele“⁶² liege, beantwortet Krämer mit dem – in diesem Zu-

60 Ebd.

61 Ebd., 146f.

62 Ebd., 147.

sammenhang vollkommen lächerlichen – Hinweis: „In ihnen klapfen Sein und Sollen auseinander“⁶³.

Doch sehen wir uns eines dieser Beispiele etwas genauer an. Austin will darlegen, daß die von manch einem vielleicht nicht auseinandergehaltenen Ausdrücke ‚Es war ein Versehen‘ und ‚Es war ein Mißgeschick‘ in ihrer faktischen Verschiedenheit erkannt werden, „wenn man eine oder zwei Geschichten erzählt“⁶⁴. In einer Fußnote führt er dann zwei Beispiele für solche Geschichten bzw. zwei Varianten einer Geschichte an:

„Du hast einen Esel, und ich habe einen Esel, und sie weiden beide auf derselben Wiese. Eines Tages mag ich meinen Esel nicht mehr leiden. Ich gehe hin, um ihn zu erschießen, lege auf ihn an, gebe Feuer, und das Tier verendet augenblicklich. Ich betrachte das Opfer genauer und stelle zu meinem Entsetzen fest, daß es *dein* Esel ist. Ich erscheine mit den sterblichen Überresten an deiner Schwelle und sage – ja was? ,Also hör mal, alter Sportsfreund, es tut mir schrecklich leid usw. Ich habe durch ein *Mißgeschick* deinen Esel erschossen? Oder ,aus *Versehen*? Oder nehmen wir folgendes an: Ich gehe, wie gehabt, hin, um meinen Esel zu erschießen, lege auf ihn an und gebe Feuer; doch in diesem Augenblick bewegen sich die Tiere, und zu meinem Entsetzen bricht dein Esel zusammen. Wieder kommt es zu einer Szene auf der Schwelle – und was sage ich? ,Aus *Versehen*? Oder ,durch ein *Mißgeschick*?“⁶⁵

Wie sind Beispiele wie dieses einzuschätzen? Eine interessante Antwort auf diese Frage findet sich bei Ted Cohen, dessen Einschätzung mit derjenigen Krämers in mehreren Hinsichten kontrastiert. Cohen sagt:

“Examples like this are common in philosophy, especially in analytic philosophy, although virtually no one was as good at giving them as Austin, and he never gave a better one than this donkey example. But common or not, what are they? Austin calls them ‘stories,’ and surely this is what they are, and they are fictional stories at that. How could it be otherwise? Austin is addressing the reader directly, using the second-person pronoun ‘you’, and I must be that person when I am

63 Ebd.

64 John L. Austin, „Ein Plädoyer für Entschuldigungen“. In: Ders., Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart 1986, 229-268, hier: 242.

65 Ebd., 242, Anm. 5.

reading ‘A Plea for Excuses.’ Well, I don’t own a donkey, and have never owned a donkey. I don’t know whether Austin ever had one, but I am, as the positivists would say, ‘morally certain’ that he didn’t, on two occasions, assassinate a donkey, both times getting the wrong one.”⁶⁶

Austin ist witzig und unterhaltend gewesen. Dies hat nicht nur Shoshana Felman bemerkt, es konnte vor allem von Austins Schülern und Kollegen offenbar nicht übersehen werden. Geoffrey Warnock z. B. sagt über ihn: “[H]is lectures and discussions, even when he was philosophically in dead earnest, were continually entertaining, and sometimes wildly funny.”⁶⁷ Ähnlich äußert sich Avrum Stroll, wenn er sagt: “In the seminar and outside it Austin was gracious and hospitable and extremely witty in conversation.”⁶⁸ Und Mary Warnock erinnert: “Though Austin took his profession seriously, and the duties he believed to go with it, he was neither solemn nor agonised. The very aspects of his lectures and classes that I increasingly loved, his wit, his attention to detail, his proneness to make really quite silly jokes, though at least silly of men, his habit of embroidering his examples with somewhat outdated Edwardian slang”⁶⁹.

Aber ist, was Austin sicherlich nicht nur zur Erheiterung vorgebracht hat, wirklich diabolisch? Der Oxford Professor für Moralphilosophie ein amoralischer Unhold? So etwas mag es natürlich geben; naiv, wer es für unmöglich hielte. Doch selbst wenn Isaiah Berlin berichtet, Austin habe sich mit Blick auf seine talentiertesten Schüler darüber beklagt, daß er sie in aller Regel „nicht von ihrem anständigen und tugendhaften Weg [habe] abbringen können“⁷⁰, dann heißt dies nicht, daß er sie nicht habe verführen

66 Ted Cohen, *Thinking of Others. On the Talent for Metaphor*. Princeton 2008, 50.

67 Geoffrey Warnock, “John Langshaw Austin: A Biographical Sketch”. In: K. T. Fann (ed.), *Symposium on J. L. Austin*. New York 1969, 3-21, hier: 20.

68 Avrum Stroll, *Twenty-Century Analytic Philosophy*. New York 2000, 164.

69 Mary Warnock, *A Memoir: People and Places*. London 2000, 68.

70 Isaiah Berlin, „J. L. Austin und die Frühzeit der Oxford Philosophie“. In: Ders., *Persönliche Eindrücke*. Berlin 2001, 204-223, hier 204.

können, sondern, daß er es „nicht vermocht habe, ihnen die konventionellen Ansichten auszutreiben“⁷¹.

Die hier geübte Kritik an der Überlegungen von Sybille Krämer lässt sich (teilweise unter Bezugnahme auf frühere Hinweise⁷²) in Gestalt der folgenden Thesen zusammenfassen:

1. Austin ist spätestens seit seiner Besprechung von Gilbert Ryles Buch *The Concept of Mind* mit der Situation vertraut, daß eine Unterscheidung, an der sich ein Autor orientiert hat, von diesem wieder aufgegeben wird.
2. Austin hält es, wie in *Sense and Sensibilia* angedeutet, für lehrreich, sich auch dann noch mit einer Unterscheidung zu befassen, wenn sich gezeigt hat, daß sie nicht zu halten ist.
3. Austin hat nichts gegen Unterscheidungen an sich, und er hat auch keine generellen Einwände gegen Klassifikationen. Wie sonst wäre seine Klassifikation der performativen Verben zu erklären? Auf eine allgemeine Skepsis gegenüber Unterscheidungen und/oder Klassifikationen kann sich die Behauptung, das Zusammenbrechen der Performativ/konstatisch-Distinktion sei inszeniert, nicht stützen.
4. Austin ist – anders als Derrida, dessen Ausführungen, wie er selbst zu Recht sagt, ›sec‹, ‚dry‘, ‚trocken‘ sind – phantasievoll, witzig, geistreich, er versteht es, seine Ausführungen durch pointierte, zum Teil etwas ungewöhnliche Beispiele aufzulockern, die für britischen Humor aber alles andere als untypisch sind.
5. Austin sagt (redensartlich), daß er den Teufel *spielen* möchte im Hinblick auf zwei als Fetische bezeichnete Unterscheidungen, deren Vormachtstellung ihm mißfällt; doch dies macht ihn nicht diabolisch.

Geoffrey Warnock gibt auf die Frage, warum Austin erst in der zweiten Hälfte seines Buches Ansichten vorträgt, die er ernsthaft zu vertreten beabsichtigt, folgende – nüchterne – Antwort:

“Why, if he knew that a fresh start was going to be needed, did he spend so much time – about half the time – on what would turn out to be, if not exactly a false start, at any rate provisional? I think that this is not really mysterious. The main point is that the book we have contains

71 Ebd.

72 Vgl. in dem Abschnitt über *Austins Austin*.

the text of lectures; in lecturing Austin was not merely expounding, he was teaching; and to be shown alternative byways and blind alleys, how what at first sight seems hopefully luminous can turn out to be deceptive, how persistent thought about a problem can twist and turn, is more philosophically educative than to hold expositarily along an absolutely straight road. We need to understand why a fresh start is needed; and to understand that entails a certain amount of preliminary beating about the bush.”⁷³

,Einstürzende Neubauten‘ (Blixa Bargeld lässt grüßen), dies ist die Metapher, die Austins Thematisierung seiner wichtigsten Entdeckung in ihrer Anfangsphase eher charakterisiert. Austin hat die Ruine stehen lassen, weil aus ihr für den Wiederaufbau zu lernen war.

73 Geoffrey Warnock, J. L. Austin. London 1989, 106.